Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich,

Syllegon oder Der Sammler edler Karakterzüge, grosser Handlungen, witziger Einfälle und wichtier Anekdoten aus der wahren Geschichte ein Bildungs- und Uebungsbuch für Kopf und Herz
Bd.: 1

Leipzig (1801)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.168(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090267-6

Staatl. Bibliothek
Regensburg

IV. 201. 1.
Germ 168/1
C Latein
Zur königl. Bibliothek in Regensburg
SBR069026494841
23

Syllegon.

oder

Der Sammler

edler Karakterzüge, grosser Handlungen, witziger Einfälle und wichtiger Anekdoten

aus der wahren Geschichte.

Ein Bildungs- und Uebungsbuch für Kopf und Herz.

von

C. F. Sintenis,

Konsistorialrath.

Erster Theil.

Leipzig, 1801.
bei Gerhard Fleischer.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
1681/1

Vorbericht.

Meine Hauptabsicht bei Ausarbeitung dieses Buchs war allerdings, daß es ein Beitrag zu derienigen Lektüre werden möchte, durch welche iunge Leute aus guten Häusern sich mehr ausbilden können. Ich hatte aber auch noch die Nebenabsicht dabei, daß es die Lehrer fremder Sprachen unter die Bücher aufnehmen möchten, aus welchen sie ihre deutschen Schüler übersetzen zu lassen pflegen.

Ich mache kein Hehl daraus, daß ich den grossen Peter Bayle dabei benuzt habe. Da es mir um wahre Geschichte zu thun war, unter wessen Schirm konnte ich mich sicherer begeben, als unter den Schirm eines so bewährten Kritikers? Die Data also sind sein; die Einkleidung ist mein. Daß ich die Auswahl nach den strengsten Regeln der Moral getroffen, dafür bürgt iede Seite, welche man zuerst aufschlagen will.

Sintenis.

Erster Theil.

1.

Der Dichter Simonides hatte sich in seinem Alter noch an den Hof des Hiero von Syrakus begeben, und man sagt, daß ihn sein Geitz dazu vermocht. Hiero war freigebig, und schätzte die Gelehrten. Einsmals verlangte der König vom Dichter die Beantwortung der Frage — was Gott sei. Simonides erwiederte, daß diese Frage zu denen gehöre, welche sich nicht auf der Stelle beantworten liessen, und bat sich einen Tag Bedenkzeit aus. Tags drauf verlangte Hiero abermals Antwort von ihm; da bat er um zwei Tage. Nach Verlauf derselben bat er um vier, dann um acht Tage, und so fort, bis Hiero der Sache überdrüssig ward, und den Grund seines seltsamen Benehmens zu wissen begehrte. „Hier ist er, versetzte Simonides — weil, je länger ich über den Gegenstand nachdenke, selbiger mir nur desto dunkler wird.“

Cicero, der dis erzählt, glaubt, daß Simonides, der ein denkender Kopf gewesen, es im ganzen Ernst so gemeint, und damit seine Verzweiflung an aller Möglichkeit, Gott zu beschreiben, an den Tag gelegt habe; und nun höre man, wie verschiden deshalb die Urtheile über den Dichter ausgefallen sind. Statt, daß Cicero sehr deutlich zu verstehen gibt, daß er dem Hiero ebenso geantwortet haben würde, erhebt Tertullian den gemeinsten christlichen Handwerksmann über ihn, weil dieser dem Hiero auf der Stelle gleich sehr bestimmt zu antworten gewust haben würde.

Man könnte iedoch immer noch fragen, ob sich Simonides nicht durch sein ganzes auffallendes Benehmen nur mit Ehren aus einem Handel ziehen wollen, der ihm gefärlich werden zu können schien. War er der Weise, für den ihn Cicero ausgibt, so ists unmöglich, zu glauben, daß er nicht vorher schon in seinem langen Leben Gott, über den er iezt Rede und Antwort geben sollte, oft zum Gegenstande seines angestrengtesten Nachdenkens gemacht haben werde. Hätte er nun da gefunden gehabt, daß sich über Gott keine bestimmte Beschreibung geben lasse, so würde er dis dem Hiero auf der Stelle geantwortet haben. Durch den Auf-

schub, welchen er zu wiederholten mahlen suchte, hofte er es also vieleicht dahin zu bringen, daß Hiero der ganzen Sache wieder vergässe. Da ihm dis nun fehlschlug, so gab er endlich nothgedrungen die Antwort, welche er gab; um einer Fehde mit den übrigen Gelehrten an Hiero's Hofe auszuweichen, bei der er als Philosoph den Ruhm wohl wieder verlohren hätte, welchen er sich als Dichter erworben. Wenigstens hat diese Erklärung seines Benehmens so viel Wahrscheinliches, als die des Cicero.

Jedoch — Cicero habe Recht; hat darum Tertullian auch Recht, wenn er den christlichen Handwerksmann über den heidnischen Weltweisen erhebt? Es ist nicht genug, daß man gleich mit einer bestimmten Antwort fertig sei; man mus sie hernach auch zu behaupten wissen. Hiermit würde dann nun wohl der christliche Handwerksmann den Hiero an seinen Schulmeister, und dieser den Hiero wieder an den Tertullian selbst, verwiesen haben; und da würde es der Ausgang gelehrt haben, ob nicht auch Tertullian besser gethan, wenn er den Hiero lieber ebenso beschieden hätte, wie Simonides. Ein Anderes ists, wenn ein christlicher Handwerksmann sein Glaubensbekentnis über Gott vor einem christlichen Kirchenvater ab-

legt, der ausdrücklich nur das von ihm hören will, was die Kirche über Gott zu glauben gebietet — ein Anderes, wenn dieser christliche Kirchenvater dasselbe Glaubensbekenntnis vor einem nichtchristlichen Fürsten vertheidigen soll, der den Philosophen macht, und der nicht wissen will, was die Kirche, sondern was die Vernunft über Gott lehre.

Und wie, wenn in der Antwort des Simonides am Ende nichts weiter läge, als was selbst christliche Philosophen über den grössesten aller Gegenstände geäusert haben? Wie, wenn sogar der Philosoph unter den Aposteln etwas Aehnliches gesagt hätte? Saurin nahm keinen Anstand, von den Tiefen der Gottheit, über die Paulus nur einen Wink gegeben, öffentlich zu predigen, und auch die gläubigsten Denker wagten es nie, Gott zu beschreiben, sondern glaubten an ihn und — schwiegen. Worüber Tertullian den Simonides höhnt, darüber lobt und vertheidigt ihn Arnobius ohne sein Wissen; wenn er sagt, daß unsere Vermuthungen über die Natur Gottes wohl einige Untersuchungen darüber gleichsam hinter der Wolke und im Schatten anstellen könnten, daß wir aber dennoch den Mund geschlossen halten

sollten. Und, daß dis nicht etwa zu den Ketzereien des Arnobius gehöre, erhellet daraus, daß viele alte Kirchenväter darin ganz mit ihm einer Meinung sind.

Man stelle zwei Menschen neben einander, von denen der Eine eine völligbestimmte Beschreibung von Gott gibt, und sie für die einzigrichtige erklärt, der Andere aber aus Ehrfurcht für die Erhabenheit Gottes aller Beschreibung von ihm entsagt — — welcher von Beiden ist der würdigere Gottesverehrer — welcher von Beiden verdient mehr unsern Beifall? „Ich Endlicher glaube an den Unendlichen; eben darum aber, weil ich an ihn, als an den Unendlichen, glaube, kann ich auch nicht sagen, was er sei" — gibt es eine zugleich vernünftigere und bescheidenere Sprache, als diese? Zu sagen — das ist Verstellung, blos Maske, unter der der Gottesleugner sich verbirgt — ist hart. Sobald doch der, der Gott nicht beschreiben will, ein göttliches Leben führt, so führt er auch hiergegen zugleich die schönste Vertheidigung für sich.

Wenn nun gar jemand, der Gott bestimmt beschreibt, nicht nur seine Beschreibung von ihm für die einzigwahre ausgibt, sondern sie

auch Andern mit Gewalt aufzudringen sucht, und Jeden, wer sich nicht zu ihr bekennen will, verketzert und verfolgt — o welch ein weit edlerer Mann war dann Simonides! Auch nur in Hitze des Streits über den gerathen, der in einem Lichte wohnt, zu welchem Niemand kommen mag, entehrt schon die wahre Vernunft; aber — in den Bann seintwegen thun, Blutgerüste und Scheiterhaufen bauen können, blos um eine gewisse Beschreibung von ihm zu behaupten — — wohin denken die, welche hierzu fähig sind? Wäre dafür doch lieber die Denkart des Simonides immer die herrschende gewesen! so hätte die Geschichte solche Greuelthaten Gott zu Ehren nicht aufzuweisen. Daß die gegenseitigen Pflichten gehörig erfüllt werden, darüber, nur darüber sollen wir einander zur Rede stellen; wie sich Jeder aber dabei Gott denke, dis sollen wir ihm selbst überlassen, so, wie es Gott unserer allerseitigen Vernunft überlassen hat, ihn sich zu denken, so gut sie könne.

2.

Strabo erzählt einen sehr edelmüthigen Wettstreit zwischen zwei Brüdern — —

Adiatorix, Fürst von Galatien, hatte vom Markus Antonius dasienige Gebiet von Heraklea erhalten, in welchem sich eine römische Kolonie mit Bewilligung der Eingebornen angesiedelt hatte. Er überfiel hernach diese Römer bei Nacht, und vertilgte sie. Nach der Niderlage des Antonius gerieth er in die Gewalt des Augustus; gegen den er sich zwar seiner ausgeübten Unmenschlichkeit wegen mit dem Vorbewust des Antonius selbst zu entschuldigen suchte, der aber hierauf nicht achtete, sondern ihn mit seinem ältesten Sohne zum Tode verurtheilte.

Vor Vollziehung des Urtheils muste Adiatorix erst nebst seiner Gemahlin und seinen drei Söhnen den Triumfeinzug des Augustus noch glänzender machen helfen. Nach dieser erhaltenen Demüthigung ward die ganze fürstliche Familie zum Richtplatze geführt, wo die Mutter mit ihren übrigen Söhnen der Hinrichtung der Verurtheilten züsehen sollte. Was geschah? Die Soldaten konnten den Vater von den Söhnen wohl unterscheiden, aber den ältesten Sohn

von dem zweiten nicht; so gab sich dieser für den ältesten aus, und wollte durchaus für seinen Bruder sterben. Dytevtus, der Aelteste, fühlte tief die Seelengrösse des Bruders, vergalt Liebe mit Liebe, und behauptete standhaft sein Erstgeburtsrecht. Da standen die Soldaten, und wusten nicht, welchen von Beiden sie hinrichten sollten.

Der Wettstreit der Brüder dauerte fort, ward immer heftiger, und setzte alle Zuschauer in Erstaunen. Beide wollten die Aeltesten — Beide wollten hingerichtet sein. Wer konnte den Streit entscheiden, als die Eltern? Wer muste ihn endlich entscheiden, als sie? Und — wie entschieden sie ihn?

Der scheidende Vater und die hinterbleibende Mutter nahmen den Aeltesten auf die Seite, und redeten ihm zu, dismahl der Zweite zu sein. Komm du, Dytevtus, nicht mit mir, sprach iener — bleib du, Dytevtus, lieber bei mir, sprach diese — — du kannst, als der Aelteste, sprachen Beide, am besten deine Mutter und deinen andern Bruder beschützen.

Da gab Dytevtus nach, und Adiatorix ward mit seinem iüngeren Sohne hingerichtet. — — Ein Unmensch hätte Augustus sein müssen, wenn die Nachricht von diesem grossen Familienvor-

gange nicht die stärksten Eindrücke auf ihn gemacht hätte. Er bezeigte die tiefste Reue über die befohlne Hinrichtung, und, um den Hinterbliebenen einigen Ersatz für ihren erlittenen Verlust zu leisten, erhub er den Dytevtus zu einem glänzenden Posten. — —

Lernt, Brüder, hier Bruderliebe, und übt sie doch nur zur Hälfte so aus! Zu sterben für einander habt ihr nicht nöthig; so lebt doch wenigstens für einander. —

Dytevtus, der Aeltere, lies, weil Vater und Mutter so wollten, den Jüngeren mit dem Vater sterben, und lebte für die Mutter und für den Bruder; der Jüngere, wenn auch Vater und Mutter nicht gewollt hätten, starb mit dem Vater für Mutter und Brüder. Sagt, welcher von Beiden bleibt doch der Grössere?

3.

Wer wissen will, wie weit es ein Mann durch seine Rechtschaffenheit bringen könne, der mus vom Xenokrates hören. — —

Xenokrates, ein würdiger Schüler des Plato, ward einst gezwungen, vor dem Rathe

zu Athen eine Zeugenaussage zu thun. Als er nun zum Altare ging, um daselbst seine gethane Aussage den Gesetzen gemäs mit einem Eide zu bekräftigen, stand der ganze Rath auf, erlies ihm den Eid, und erklärte öffentlich, daß einem Manne, wie Xenokrates, auf sein blosses Wort geglaubt werden müsse. Man findet kein Beispiel der Art weiter, und er war der Einzige, dem diese Ehre widerfaren ist. Gewis einer der erhabensten Triumfe, welche ie menschliche Tugend davongetragen hat!

Allerdings hatte der allgemeine Ruf eines durchgängig vortreflichen Karakters, in welchem Xenokrates von ieher gestanden, den Grund dazu gelegt. Eine vollkommene Reinigkeit der Sitten, eine beispiellose Freiheit von allen Leidenschaften, dieselbe Gleichgültigkeit gegen den Ruhm, wie gegen das Geld, waren es, welche ganz Athen ihm nachsagen muste. Solche Eigenschaften der Seele machen an sich schon unbestechlich; wen nun Obrigkeit und Mitbürger für unbestechlich erklären müssen, gegen den darf das Gesetz, welches eine gethane Aussage mit einem Eide zu bekräftigen gebietet, nicht in Ausübung gebracht werden — so schön könnte der Rath zu Athen geschlossen haben. Es ist aber gleich in voraus zu glauben, daß Xenokrates

diese seine Unbestechlichkeit noch besonders in vorkommenden, und zwar in wichtigen Fällen an den Tag gelegt, und so an den Tag gelegt haben müsse, daß kein Mensch an ihr zweiflen konnte, ohne sich selbst zu beschimpfen. Und — so finden wir's dann auch.

Der macedonische Hof, welcher durch seine Bestechungen in den benachbarten Republiken alle Vaterlandsliebe zu ersticken suchte, war es vorzüglich, der ihm Gelegenheit gab, sich auf dieser Seite in seiner ganzen sittlichen Hoheit zu zeigen. Xenokrates war bei der Gesandtschaft, welche die Athenienser an den Philippus, den Vater Alexanders des Grossen, schickten. Alle übrige Gesandten liessen sich durch die Geschenke des Königs gewinnen; er aber nicht. Auch sogar den feierlichen Gastmahlen, welche der König ihrentwegen gab, wohnte er nicht bei. Philippus ward darüber so aufgebracht, daß er ihn auch zu den Unterhandlungen nicht zulies. Nach vollendeter Gesandtschaft ward er also angeklagt, daß er bei derselben ein ganz unnützer Mann gewesen sei, und die Athenienser wollten ihn schon zu einer Geldstrafe deshalb verurtheilen. Da entdeckte Xenokrates die nidrige Verrätherei seiner Gehülfen, und warnte die Athenienser vor künftigen Absendun-

gen solcher Männer an auswärtige Höfe, welche das fremde Geld mehr, als ihr Vaterland, liebten. — Brauchte es Mehr, als diese einzige That, um ihn vom Eide loszusprechen, wenn er eine blosse Zeugenaussage thäte? Ein Mann, der sich nicht einmahl von einem König bestechen lässet, treulos zu handeln, wird noch weniger Privatpersonen zu gefallen wider Treue und Redlichkeit aussagen — dieser Schlus war es, welchen der Rath zu Athen machte, als Xenokrates dem Altare, seine Aussage zu beschwören, sich näherte.

Alexander, Philips Sohn, befand sich hernach im umgekehrten Falle, und schickte Abgesandte nach Athen. Diese kamen zum Xenokrates und meldeten ihm, daß sie eine grosse Geldsumme zum Geschenk für ihn mitgebracht hätten. Statt ihnen zu antworten, zog er sie zur Abendtafel, und setzte ihnen nur so viel vor, daß sie gerade satt werden konnten, und das noch dazu auf eine sehr gemeine Weise. Tags drauf fragten sie bei ihm wieder vor, an wen er das Geld zu zahlen beföhle. „Wie? versetzte er da, habt ihr aus der gestrigen Bewirthung bei mir noch nicht einsehen gelernt, daß Xenokrates sich so gesetzt habe, daß er nicht viel Geld brauche?“ Die Gesandten wurden hierüber

bis zur Traurigkeit verlegen; welches ihm doch auch nahe ging. „Nun dann, weil ihr zu fürchten scheinet, daß Alexander es von meiner Seite für Verachtung auslegen, und vieleicht euch's entgelten lassen könne: so gebet eine Kleinigkeit davon zum Beweise meiner Werthschäzzung seiner Person her; das Uebrige aber bringet ihm wieder zurück — euer König brauchts nöthiger, als ich, denn er hat viel mehr Leute zu ernähren, als ich."

Welche Züge von Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit! Wie können sie anders, als allgemeines Zutrauen dem Manne verschaffen, der sie an sich aufzeigt? Sind diejenigen, welche, statt von Gerichtseiden losgesprochen zu werden, sogar im gemeinen Leben, im Handel und Wandel erst schwören müssen, ehe man ihren Worten trauet, nicht selbst Schuld daran? Man suche nur menschliches Zutrauen zu verdienen — es erfolgt alsdann gewis.

Zwar soll man den Xenokrates hernach einmahl zu Athen ebenso gemishandelt haben, als man ihn erst ausgezeichnet hatte; dis gereicht aber nur einer Handvoll Athenienser zur Schande, welche zu einer Art von Leuten gehörten, die Tugend und Verdienst nicht zu schätzen wis-

sen. Eben darum, weil ihn seine Uneigennützigkeit auch arm machte, konnte er das Kopfgeld nicht bezahlen, das man auf alle Fremde, zu denen er gerechnet ward, gelegt hatte. Die Einsammler schleppten ihn also ins Gefängnis, oder verkauften ihn gar als Sklaven. Welches von beiden nun auch geschehen sei, so diente doch auch hier sein allgemeinbekannter vortreflicher Karakter dazu, daß ein Edler, der davon hörte, für ihn bezahlte, und ihn dadurch wieder in Freiheit setzte. — So erlöset hohe Tugend auch wieder von Fesseln, wenn sie uns ia in sie bringt.

4.

Camillus, den man den zweiten Stifter von Rom genannt hat, ward im zehnten Jahre der Belagerung von Veios Diktator, und hatte das Glück, diese Stadt, welche von ieher mit Rom um den Preis gestritten, einzunehmen. Alles, was man darin unter den Waffen traf, ward von seinen über die Länge des geleisteten Widerstandes in Wut gerathenen Kriegern nidergemacht, und nur durch einen feierlichen

Ausruf konnte er das Blutbad beendigen, welches auch unter dem wehrlosen Theile der Einwohner angerichtet ward. Die Soldaten liessen sichs nun zwar gefallen, daß diese blos als Gefangene ihm übergeben würden; die Plünderung der Stadt aber muste er ihnen erlauben. Er ging aufs Schlos, und sah von da herab die greuliche Verwüstung dieser so blühenden Stadt mit an. Daß die Beute, welche man hier machte, gros sein würde, hatte er wohl geglaubt; so gros aber hatte er sie sich nicht vorgestellt. Als er also die ungeheuren Schätze erblickte, welche seine zahlreiche Mannschaft überall zusammen= und über die Leichname wegschleppte, ward er so gerührt, daß er Thränen vergos. Einige von seiner Begleitung unternahmen es iezt zur Unzeit, ihm zu dem grossen Siege, den er erhalten, Glück zu wünschen. Ihm schwebte der Gedanke vor, daß sich das Schicksal oft plözlich wende. Es war ihm schon, als wenn eine dritte Nation das Wiedervergeltungsrecht ausübte, und als wenn der iezige Anblick von Veios der künftige Anblick von Rom wäre. Statt also den Glückwünschenden zu antworten, erhub er seine Arme gen Himmel und betete — *sollte mein und meines Volks Glück irgend einem*

Menschen oder Gott zu gros schei-
nen, als daß nicht bald wieder auch
ein grosses Unglück für uns darauf
folgen müste: so treffe das Unglück
im geringsten nicht mein Volk, son-
dern einzig und allein mich!

Camillus hatte richtig geahnet. Die Gal-
lier plünderten hernach Rom, wie die Römer
Veios geplündert hatten. Dis geschah in sei-
ner Abwesenheit, und es war, als hätte er
damals abwesend sein sollen, um sich nur noch
mehr in seiner Vaterlandsliebe zu zeigen, als
einst durch sein Gebet unter Thränen auf dem
Schlosse zu Veios. Man hatte ihn nehmlich,
weil er nicht sogar auch noch Römer nach Veios
verpflanzen wollen, vor Gericht gefordert, um
Rechenschaft von der in dieser Stadt gemach-
ten Beute abzulegen, und er war, statt den
Urtheilsspruch seiner Feinde erst abzuwarten,
lieber gleich freiwillig ins Elend gegangen. Da
war's, wo er die Nachricht von der Verhee-
rung Roms erhielt. Tausend Andere an sei-
ner Statt würden darüber die grösseste Scha-
denfreude empfunden, und den günstigsten Au-
genblick zur Rache dadurch benutzt haben, daß
sie mit den Feinden des undankbaren Vater-
landes gar gemeinschaftliche Sache gemacht;

auf ihn aber wirkte es das Gegentheil. Er vergas allen erlittenen Schimpf darüber, und sein Patriotismus entbrannte stärker, als ie. Im Exil selbst noch brachte er schon Mannschaft zusammen, und fing damit an, die Gallier zu schlagen. Dann kam er nach Rom, und erwartete daselbst die Befehle des Volks. Blos das Kapitol hielt sich noch; die darin befindlichen noch freien Römer stellten iezt das Volk vor, und ernannten ihn zu ihrem Diktator. Nun gesezmässig dazu berufen, stellte er sich mit hohem Geist und Muth an die Spitze seiner Mitbürger, ward Held und Sieger, und vertrieb das ganze Kriegsheer der Gallier aus dem Gebiete der Republik. Mit Recht hat man ihn also den andern Stifter von Rom genannt; mit Recht hat man gesagt, daß Rom da sei, wo Camillus sei.

So leben und weben grosse Seelen nur für das allgemeine Wohl; und selbst dann, wenn ihre Wirksamkeit durch den allerunglaublichsten Undank auf eine Zeitlang gehemmt ward, sind sie aufs höchste wieder wirksam, sobald sie es nur sein dürfen. Sie lassen sich zur Zeit, wenn man ihrer bedarf, nicht erst rufen, sondern bieten sich an und stehen zu Gebote; sie übertreffen die Erwartung noch, welche man

von ihnen hegt, erregen allgemeines Erstaunen über ihre Hoheit, und erndten nach Jahrtausenden noch goldenen Nachruhm ein.

5.

La Vaquerie hat sich nach dem Zeugnis des Bodin durch Ministerstandhaftigkeit berühmt gemacht. Er war erster Parlamentspräsident zu Paris unter Ludwig dem Eilften, der sich durch Anmassung einer unumschränkten Gewalt bei ieder Gelegenheit gleichfals unvergeslich zu machen suchte.

Einst gab Ludwig äuserst ungerechte Befehle, welche zu bekräftigen und bekannt zu machen das Parlament unter seinen Pflichten gegen den Staat und unter seiner Würde zugleich fand. Kaum erfur er dis, so verlangte er unter den härtesten Bedrohungen von seinem ersten Gerichtshofe die schleunigste und unbedingteste Unterwerfung unter seinen königlichen Willen. Da ging la Vaquerie in Begleitung vieler andern Räthe — alle in feierlicher Staatskleidung — zu ihm, und that ihm männliche Vorstellungen über seine Eingriffe in die Ge-

setze sowohl, als in die Rechte des Parlaments.

„Wir dienen dem Staate, und nicht der willkürlichen Gewalt. Vollstrecker der Gesetze sind wir, aber nicht Vollstrecker der Machtsprüche gegen die Gesetze. Sire, — hier haben Sie die Wahl; entweder Sie heben die gegebenen Befehle auf, oder wir legen hiermit Alle unsere Aemter in Ihre Hände nieder. Männer, ehe sie Werkzeuge öffentlicher Ungerechtigkeit werden, ziehen sich lieber in ihre Einsamkeit zurück, um da dem Vaterlande ihre Thränen zu heiligen, dem sie weiter nicht helfen können."

Eine solche Entschlossenheit hatte Ludwig von seinen Räthen nicht erwartet. Die Würde, mit der so viel Edle vor ihm standen, der erhabene Ernst, mit dem ihr Präsident sprach, kam dazu; — so ging es ihm, wie es allen Tirannen geht, wenn sie unerwarteten grossen Widerstand finden. Er lies die Flügel fallen, mit denen er sie schlagen wollen; er hob seine gegebenen Befehle auf der Stelle auf; er ging, hingerissen von den Eindrücken, welche ihre Standhaftigkeit auf ihn gemacht, noch weiter. Er lobte sie; er bat sie, in Verwaltung der Gerechtigkeit mit derselben Treue fortzufaren, und — schwur ihnen, nie wieder einen Befehl

ins Parlament zu schicken, den sie nicht mit gutem Gewissen bestätigen und ausführen könnten. — Ob er seinen Schwur nachher gehalten, gehört nicht hieher.

Wer sieht hier nicht, was Minister und Räthe vermögen, sobald sie rechtschaffen und einstimmig sind? Ludwig machte einen Versuch, ob er seine Bidermänner durch Drohungen betäuben könnte, und glaubte, daß ihm der Versuch nicht fehlschlagen werde. Wehe ihnen auf die Folge, wenn ihm der Versuch gelungen wäre! Als er aber sah, daß seine Drohungen den entgegengesetzten Eindruck auf sie gemacht, prallte er ebenso heftig zurück, wie er auf sie eingegangen war. Am Ende fürchtete er doch die Gewalt des Parlaments, oder scheuete wenigstens den öffentlichen Volkshas, der auf ihn fallen muste, wenn es bekannt würde, daß so viel Rechtschaffene blos seiner Ungerechtigkeit wegen ihre Stellen nidergelegt hätten.

Es kommt also nur darauf an, daß die ersten Diener eines Fürsten, der nicht nach den Gesetzen, sondern über die Gesetze, herrschen will, sämtlich die reichen Einkünfte ihrer Stellen nicht achten; so kann er nicht thun, wie er will. Er selbst kann doch seine gesetzwidrigen Befehle nicht ausführen; wird ihm nun die

Ausführung versagt — was soll er thun? Einzelnen von den Edlen, welche er für die Widerspenstigsten hält, den Abschied geben? So fordern sie ihn Alle. Wie? und Allen sollte er ihn geben? Das Volk hörte ja, warum sie ihn Alle forderten; und so gäbe er ja der Liebe selbst, die doch das Volk seiner eigenen Sicherheit wegen zu ihm haben soll, den Abschied. So lange er also noch einiger Ueberlegung fähig ist, wird er nicht so thun.

Heil dem Lande, wo wenigstens die Räthe gut sind, wenn auch der Regent nichts taugt! Nun hats auch da nichts zu sagen. Wenn sie aber Alles thun, was befohlen wird, um sich nur bei dem Regenten einzuschmeicheln, ansehnliche Soldvermehrungen, Güterschenkungen und andere Gunstbezeigungen von Belang von ihm zu erhalten — dann machen sie ihn erst zu dem Tirannen, der er ohne sie nicht sein könnte. Und — so ists ewigwahr, daß in iedem Lande, wo heilloser Volksdruck herrscht, der grössester Theil der Schuld davon auf die Minister falle.

6.

Erasmus von Rotterdam — wer kennt ihn nicht? Er gehört zu den Gelehrten, über die sich Nationen gestritten, welche von ihnen ihn erzeugt — zu den Gelehrten, welche den Ort der Geburt blos durch ihre Geburt schon weltberühmt gemacht haben. Er selbst fand den Streit, welchen Frankreich und Deutschland nach verschidenen Erdbeschreibungen über ihn führten, so angenehm, daß er ihn unentschieden lies; daß iedoch Rotterdam sein Geburtsort war, ist ausgemacht.

Wie aber Erasmus unter die Männer gehört, welche ihre Geburtsstadt berühmt gemacht, so gehört auch Rotterdam unter die Städte, welche die Ehre, Gelehrte vom ersten Range unter ihre Eingebornen zählen zu können, zu schätzen gewust haben. Man kann sagen, daß Rotterdam Alles gethan, das Andenken des grossen Mannes auf das feierlichste zu ehren.

Erstlich erhielt das Haus, worin er geboren war, — ein kleines unbedeutendes Haus — eine lateinische Inschrift, welche dieses ankündigte, und ein grosses Lob für ihn enthielt. Sodann ward das Kollegium, in welchem die lateinische Sprache gelehrt zu werden pflegte, nach

dem Nahmen dieses grossen Lateiners genannt, und durch eine besondere Aufschrift über dem Eingange ihm gewidmet. Endlich errichtete man ihm auch eine Bildsäule von Holz, an deren Stelle bald eine steinerne kam, welche lange nachher wieder mit einem Meisterstücke von Erz verwechselt ward. Diese stellt den Erasmus in Lebensgrösse in seiner Doktorkleidung mit einem Buche in der Hand vor, steht auf einem mit einem eisernen Gitter umgebenen Fußgestell, und ziert den sogenannten grossen Platz der Stadt, welcher daher auch der Platz des Erasmus heisst.

Welch ein Beispiel von einer Stadt, die ihre gelehrten Eingebornen zu schätzen weis! Wenn so Männer, die sich in den Wissenschaften hervorthaten, von ihrem Vaterlande geehrt werden, so theilt das Vaterland selbst die Ehre mit ihnen, welche sie sich erwarben. Erasmus bedurfte der ehernen Bildsäule nicht, um nicht vergessen zu werden — wie Viele kennen ihn iezt doch, ohne ie von dieser gehört zu haben? — Daß Rotterdam sie ihm aber setzte, dis erhebt Rotterdam ebensohoch über tausend andere Städte, als Erasmus über tausend andere Gelehrte erhaben war.

Dieses Urtheil wird dadurch noch mehr bestätigt, wenn wir lesen, daß Erasmus im eigentlichen Verstande nur ein Eingeborner, nicht aber ein wirklicher Mitbürger von Rotterdam war, auch hernach nicht ward. Seine Mutter, welche da, wo sie zu Hause war, nicht wissen lassen durfte, daß sie Mutter würde, flüchtete, da seine Geburtszeit herannahete, blos dorthin, und so kam er daselbst nur zufälligerweise ans Licht; ieden andern benachbarten Ort, in den sie geflüchtet wäre, würde sie dadurch eben so berühmt gemacht haben, wie Rotterdam. So blieb auch hernach der iunge Erasmus nicht lange daselbst, sondern ward in seinem neunten Jahre schon weiter gebracht. Als er dann zu Paris seine Studien vollendet, reisete er, hielt sich lange in England und in Italien auf, zog bei seiner Zurückkehr Basel seiner Geburtsstadt, als Ort seines meisten Aufenthalts, vor, und machte sich also um leztere eigentlich nicht weiter verdient. In welch einem noch weit herrlicheren Lichte steht nun vollends Rotterdam da, wenn es dessen ungeachtet das Andenken dieses Gelehrten so hoch ehrte!

Basel war die Stadt, wo er den Schauplaz des Lebens wieder verlies, auf den er zu Rotterdam getreten war. Wie noch schöner

ists nun, zu hören, daß beide Städte gewetteifert haben, den Gelehrten zu ehren, der sie durch Geburt und Tod so gleichberühmt gemacht hatte! Man zeigt den Reisenden das Haus, worin er starb, ebenso emsig, wie man sie zu dem Hause führt, in welchem er geboren ward. Man hat zu Basel ebenso ein Kollegium, das des Erasmus Nahmen trägt, wie zu Rotterdam. Und, steht dort seine Bildsäule nicht, wie hier, so sieht man dafür sein Bildnis von Holbein, welches ebenso ein Meisterstück ist, wie iene; und seine gewesene Studirstube, in der es hangt, ist unter den Stuben zu Basel ebenso angesehen, wie der Erasmusplatz unter den öffentlichen Plätzen zu Rotterdam.

O des herrlichen Wetteifers zwischen den zwei Städten! Wenn so die Geistestalente öffentlich geehrt werden, dann freuet man sich der Menschheit, welche noch Sinn für wahre Grösse hat.

7.

Wenn Petrus Ramus auch als Redner und als Weltweiser Viele seinesgleichen hätte: so

dürften sich doch wenig Gelehrte finden, welche in Ansehung des weisen und edlen Betragens bei erlittenen Schmähungen und Verfolgungen mit ihm zu vergleichen wären. Es ist ausserordentlich, wie er als Schriftsteller von allen Seiten angefallen und gelästert ward; aber noch ausserordentlicher ists, wie er sich dabei benahm. Jeder kennt die Hitze der Federkriege, welche in dergleichen Fällen Statt zu finden pflegt; Jeder weis, mit welchem Eifer der verfolgte Gelehrte sonst, sobald die Grossen in seinen Streit verwickelt werden, Schutzschriften für sich schreibt und von seinen Freunden für sich schreiben lässet. Nichts aber hiervon beim Ramus.

Ramus, einer der berühmtesten Männer seines Jahrhunderts, der seine Laufbahn als Bedienter zu Paris antrat, und bei der Pariser Bluthochzeit jämmerlich endigte, hatte sich als erklärter Feind der aristotelischen Philosophie gezeigt. Statt, daß man hätte seine hierauf sich beziehenden Schriften, wie es sonst unter Gelehrten Sitte ist, gründlich zu widerlegen suchen, und sich blos an einem akademischen Kriege mit ihm genügen lassen sollen, schlug man lieber den hämischeren Weg ein, daß man seine Sache zur obrigkeitlichen Sache

machte. Aus einem Feinde des Aristoteles ward er zu einem Feinde der Religion umgeschaffen; was brauchte es Mehr, um einen Proces beim Parlamente gegen ihn anzuspinnen? Da man aber bald sah, daß man auch hierdurch nicht zu seinem Zwecke gelangen würde, weil das Parlament mit gehöriger Unpartheilichkeit dabei zu Werke ging, so that man auch das Aeuserste, und spielte den Handel mit Ramus, der doch nur ein blosser Philosophenhandel war, in die Hände des Königs selbst. Hier erreichten seine Feinde ihr Ziel. Franciskus, der Erste konfiscirte seine Schriften im ganzen Reiche bei Leibesstrafe, untersagte sogar dem Ramus selbst, sie weiter zu lesen, verbot ihm, das geringste über die Philosophie weiter zu schreiben und zu sprechen, und würde ihm verboten haben, darüber zu denken, wenn er gekonnt hätte. Ramus verhielt sich dabei blos leidend; doch dis ist noch sein kleinster Ruhm.

Seine Feinde wusten sich in der Freude des Triumfs über ihn so wenig zu mässigen, daß sie sein Verdammungsurtheil zu Paris auf allen Gassen ausrufen liessen, und es durch ganz Europa verschickten. Ebenso sorgten sie auch dafür, daß er in den Schauspielhäusern durch ausdrücklich dazu verfertigte Stücke öffentlich

verhöhnt und ausgezischt würde. Auswärtige Aristoteliker traten allenthalben dazu, und schmäheten ihn in ganzen Mengen von Schriften. Ramus blieb auch hier seinem Grundsatze, zu schweigen, treu, nahm von Allem, was gegen ihn geschah, keine Kentnis, und antwortete auch keinem Ausländer, der gegen ihn geschrieben, selbst dem Ersten der damahligen Gelehrten Deuschlands, Melanchthon, nicht. Wollte man sagen, daß er blos aus Noth geschwiegen, weil ihm der König verboten, das Geringste, die Philosophie betreffend, wieder zu schreiben: so stand ihm doch frei, aus dem Reiche zu gehen, und im Auslande zu thun, was er wollte. Was aber ienes Vorgeben noch weit stärker widerlegt, ist dis, daß er, als er hernach bei veränderter Regierung im Reiche selbst wieder schreiben und reden konnte, was er gewollt hätte, auch da keinen Gebrauch von seiner wiedererlangten schriftstellerischen Freiheit gegen seine Gegner machte.

Welch ein edles Schweigen wird nun das Schweigen des Ramus! Welch ein Beweis ist es aber auch zugleich davon, daß standhafte Stille gegen ganze Heere von Gegnern die Stelle der bündigsten Schutzschriften vertrete, und am Ende weit sicherer zum Siege führe,

als diese! Das Parlament, welches seine Unschuld erkannte, erlaubte ihm alles Widerspruchs der Sorbonne ungeachtet bald wieder, philosophische Vorlesungen zu halten, und der Kardinal, Karl von Lothringen, der grosse Karaktere zu schätzen wuste, nahm ihn seines in allen den Fehden bezeigten vortreflichen Benehmens wegen dergestalt in Schutz, daß er es bei Heinrich dem Zweiten dahin brachte, daß das Verbot wider seine Feder und wider seine Zunge, welches Franciskus der Erste gegeben, wieder aufgehoben, und Ramus zum öffentlichen königlichen Lehrer der Philosophie ernannt ward. So siegt der Edle durch Schweigen über alle seine Verschreier!

Freigius, der das Leben des Ramus beschrieben, erzählt mehrere Anekdoten, aus welchen erhellet, daß dieser Weise auch nachher noch immer seinem Grundsatze, gegen Mishandlungen zu schweigen, treu geblieben sei. Es ist leicht zu denken, daß seine Feinde ihn nie ganz in Ruhe gelassen haben werden; und so finden wir's dann auch. Wer sollte es aber glauben, daß er sogar darüber einen gerichtlichen Proces von ihnen erhielt, daß er den Buchstaben Q anders ausspreche, als sie? — Wer sollte es vollends glauben, daß sie diesen Proces

so zu führen wusten, daß er darüber austreten muste? Dieses Mittel, sich zu retten, hat er öfter ergreifen müssen. Als er also auch einst zu Cambray war, und da über die Logik lesen wollte, liessen seine Widersacher, welche dis ausgekundschaftet, ihn gleich bei der ersten Vorlesung auf das gröbeste beunruhigen. Es ward gelacht, gepfiffen, und so gelärmt, daß er sich selbst nicht hören konnte. Ramus lies sich dadurch nicht irren; er hielt zwar zuweilen ein, erwiederte aber nicht das Mindeste, sondern fuhr immer wieder fort, strengte alle seine Beredsamkeit an, ermüdete dadurch die Ungezogenen und beschämte sie so, daß sie über seinen Edelmuth erstaunten, und ihn hernach nie wieder störten. Hätte er sich da auch nur im Geringsten ereifert, so würde er diese groben Gäste unaufhörlich wieder gehabt haben.

Zu Heidelberg begegnete ihm hernach einst dasselbe. Um den Unruhen des Kriegs auszuweichen, hatte er sich die Erlaubnis ausgewirkt, die deutschen Universitäten besuchen zu dürfen. Als er also auch nach H. kam, und sich daselbst hören lassen wollte, ermangelten seine dasigen Feinde, d. h. die Freunde des Aristoteles daselbst, nicht, ihm ähnliche Beschimpfungen anthun und ihn ebenfalls auspfeifen zu lassen.

Er benahm sich aber zu Heidelberg, wie zu Cambray, und sah denselben ehrenvollen Erfolg davon. Man scheuete sich, da man einen so standhaften Mann an ihm fand, ihn weiter zu beunruhigen, und er erndtete hernach denselben Beifall zu Heidelberg ein, wie zu Cambray. Hätte er sich gegen die ihm zugefügten Beleidigungen bewegt, so würde man ihn vieleicht an demselben Tage noch zu Heidelbergs Thoren hinausgepfiffen haben.

So kommen nicht nur Gelehrte, die sich in die Fehden, welche ihnen angeboten werden, nicht einlassen, weiter, als wenn sie sie mit grösseser Heftigkeit führten; sondern so ist auch edelmüthiges Verschmerzen zugefügter Beleidigungen das gewisseste Mittel, sich vor künftigen zu sichern. Sobald der Pöbel in allen Ständen sieht, daß er einen Mann vor sich habe, der auf alle Neckereien nicht achtet, so wird er des Neckens selbst überdrüssig; dahingegen er, wenn er seinen Zweck, zu ärgern und sich darüber zu freuen, erreicht, bis zur Unbändigkeit zu necken fortfährt. Verderbet, ihr Weisen, ihm doch seine Schadenfreude dadurch, daß ihr zu seinen ersten Neckereien gleich lächelt!

Staatl. Bibliothek Regensburg

8.

Vom Capistranus, einem Franciskaner des funfzehnten Jahrhunderts, werden halbe Wunder erzählt, die er blos durch seine Beredtsamkeit verrichtet haben soll.

Unter andern soll er zu Nürnberg, oder auch zu Magdeburg, nachdem er daselbst mehrere Tage hindurch gegen die Spielsucht auf öffentlichem Markte gepredigt, die sämtlichen Einwohner dahin vermocht haben, daß sie ihre Karten und Würfel auf einen Haufen zusammentrugen und verbrannten. Hernach soll er zu Breslau gewesen sein, und durch das Feuer seiner Rede daselbst ebenfals alle Werkzeuge der Glücksspiele vernichtet haben.

Wenigstens würden dem Capistranus diese Wirkungen seiner Beredtsamkeit mehr zur Ehre gereichen, als iene gegen die unglücklichen schlesischen Juden, welche man auch von ihm erzählt. Durch eine zweistündige Predigt nehmlich voll Feuereifers darüber, daß sich diese gegen eine Hostie ungebürlich betragen hätten, soll er es dahin gebracht haben, daß durch ganz Schlesien Scheiterhaufen glüheten, zu welchen Alles, was man von der israelitischen Nation ergreifen konnte, Gott zu Ehren geschleppt ward.

D des Unmenschen, dem es gleich ist, ob er durch seine Redekraft Karten und Würfel vernichte, oder — Juden!

Auch wollen wir diese halben Wunder, welche Capistranus durch seine Beredtsamkeit verrichtet haben soll, eher glauben, als die ganzen, welche er durch sein Gebet gethan haben soll. Wie wir überhaupt durch unsere Rede auf einander Viel wirken können, so gibt es auch einzelne Menschen von ganz ausserordentlicher Redekraft. Das einzige Mittel, durch sie nicht hingerissen zu werden, ist, daß man ihnen aus dem Wege gehe, sobald sie zu reden anfangen; wer stehen bleibt und zuhört, hat seine Freiheit verlohren, und kann nicht mehr thun, wie er will, sondern mus thun, wie sie wollen. Dis sind oft weit furchtbarere Menschen, als die Könige; ia Könige selbst haben sich nicht selten vor ihnen gefürchtet. Wer die Gabe hat, etwas so deutlich aus einander zu setzen, daß es mit Händen gegriffen werden kann — wer die Beweggründe dazu gehörig zu stellen, und ieden derselben in seiner ganzen Stärke vorzutragen weis, der hat eine Art von unumschränkter Herrschaft über die Gemüther, und dis ist die rechte Herrschaft über Menschen. Was daher

Kanonenkugeln und Bomben oft nicht zu bewirken vermochten, das vermochten Gründe, in blitzheller Klarheit dargestellt. Wer verehrt nicht die Erhabenheit der menschlichen Natur, wenn er dis erwägt? — —

Die ganze Rednerzunft zu Paris unter Ludwig dem Vierzehnten aber liefert ein wahres Gegenstück zum einzelnen Capistranus. Diese hatte zwölf Jahre hindurch und länger gegen die unmässighohen Kopfzeuger der Damen damahliger Zeiten geeifert; sie hatte sich aller Gründe der Vernunft und der Religion dabei bedient — aber vergeblich. Statt, daß die ungeheuren Fontangen auch nur um einen Zoll nidriger werden sollten, wuchsen sie vielmehr zu einer immer noch riesenmässigeren Höhe.

Als Ludwig sah, daß die Beredtsamkeit aller seiner Redner gegen diesen weiblichen Unsinn nichts vermochte, beschlos er sich gegen ihn aufzumachen. Lasset uns sehen, wie er dis anfing! Man wird vieleicht glauben, daß er Strafedikte deshalb im ganzen Reiche anschlagen lies, oder daß er wenigstens allen Damen den Hof verbot, welche sich ferner in dem albernen Kopfputze zeigen würden; aber — nichts dergleichen. Eines Tags, als grosse Kour bei

Hofe war, ging er blos neben den Reihen der so ungeheueraufgesetzten Damen vorüber und sprach — fi, welch ein Kopfputz! Wie im Blitz war die schändliche Mode abgeschafft, und bei der nächsten Kour schon sah Ludwig die Wirkungen der Allmacht eines einzigen königlichen Worts an seinem Hofe. Nach dem Hofe bildete sich ganz Paris um; nach Paris jede andere Stadt im Reiche; und — so hatte ein einziges königliches Fi Unendlichmehr gewirkt, als vieljähriges Reden aller Redner zu Paris. — —

Angenommen nun, daß Beides wahr sei — sowohl das, was man vom Mönch Capistranus, als auch das, was man vom König Ludwig erzählt — was folgt daraus? Dis, daß, wenn vollends Redner und Fürsten gemeinschaftliche Sache gegen Thorheiten aller Art machen wollten, bald keine Thorheit mehr in der Welt sein müste. Wer dann auf den Redner nicht hörte, der hörte doch auf den Fürsten; derer, die auf Beide nicht hören, gibts wenig. Mehrentheils aber, wer auf Vernunftgründe gar nicht einmahl hören mag, der horcht recht auf ein fürstliches Fi. O daß die Fürsten doch Alle den Vorzug gehörig schätzen wollten, welchen sie dadurch haben, daß

die einzige Silbe F i so viel Kraft hat, wenn sie aus i h r e m Munde geht!

9.

Am Hofe Ludwigs des Eilften von Frankreich wurden die Sterndeuter reichlich besoldet.

Einer von ihnen lies sichs einfallen, den baldigen Tod einer Geliebten des Königs zu weissagen, und seine Weissagung traf zufälligerweise ein. Ludwig erfur dis, und lies ihn kommen; zuvor aber redete er es mit seinen Bedienten ab, daß sie selbigen auf ein gewisses erhaltenes Zeichen ergreifen und zum Fenster hinausstürzen sollten. Der Sterndeuter erschien; und zwar ganz unbefangen.

„Ich höre ia erstaunende Dinge von dir, redete ihn Ludwig an, und daß du Andern ihren Tod auf den Tag vorherzusagen vermagst; sag mir doch — wann wirst denn Du sterben?" Sire, d r e i T a g e v o r I h n e n — erwiederte der schlaue Sterndeuter noch unbefangener.

Da erschrak Ludwig weit heftiger, als nur der Sterndeuter hätte erschrecken mögen. Das

verabredete Zeichen an die Bedienten erfolgte nicht nur nicht, und der Sterndeuter ward nicht nur nicht zum Fenster hinausgestürzt, sondern Ludwig setzte ihn nun auch noch weit besser, als vorher, verschaffte ihm alle Bequemlichkeiten des Lebens, vertrauete ihn der Fürsorge seiner eigenen Leibärzte an, und that Alles, um den Tod eines Mannes zu verspäten, dem er so bald nachsterben sollte.

Es wäre lächerlich, wenn man glauben wollte, daß dieser Vorgang vollends die grosse Kunst dieses Astrologen, so wie die Gewisheit der Sterndeuterei überhaupt, ausser allen Zweifel setze. Getrost könnte man schon sagen — nicht die Sterne, sondern die Bedienten hatten's ihm verkündigt, was ihm hier geschehen sollte. Unter Mehreren, die so eine Greuelthat, wie diese war, blos auf Befehl verrichten sollen, findet sich immer Einer, oder der Andere, der sich dagegen sträubt, und dem Unschuldigen einen Wink davon gibt. Man müste sehr an der Menschheit verzweifeln, wenn man dis nicht glaubte. Doch — auch ohnedis würde sich die verschlagene Antwort des Sterndeuters gar natürlich erklären lassen.

Der ähnliche Vorgang zwischen dem Tiber und einem Sterndeüter ist ja bekannt genug,

als daß ihn dieser Astrolog, da er noch dazu in die Geschichte seiner Zunft schlug, nicht auch hätte wissen sollen; Tiber und Ludwig aber waren in Ansehung ihrer Tirannei nicht weit von einander. Sobald er also nur die Frage des Königs erst gehört hatte, konnte er auch gleich wissen, worauf es hier hinaus gehe. Wäre Ludwig aber nicht eben so abergläubisch und lebenssüchtig gewesen, als er grausam war, so würde ihm seine Antwort nichts geholfen haben. Daß er iedoch dis sei, wuste der Sterndeuter, und diese seine Wissenschaft war es eben, welche ihm zu statten kam. Nun erst muste er die Antwort geben, welche er gab; nun erst konnte sie ihn retten. Bei einem andern Tirannen würde er Gelächter damit erweckt haben. Heute — würde er, um sich zu retten, da haben antworten müssen; denn er hätte nur noch seine einzige Hofnung darauf setzen können, daß dieser, um seine Wissenschaft lächerlich zu machen, ihm nun nicht selbst das Leben nehmen lassen werde.

Nie aber ist ein Tirann in einer verächtlicheren Blösse hingestellt worden, als Ludwig, der sich bei dem blossen Nahmen des Todes unter seine Betttücher zu verkriechen pflegte, durch diese Antwort seines Sterndeuters —

dis hat seine Richtigkeit. Ist der Sterndeuter weit früher gestorben, als er, so muß er sich hernach als Thor ebenso selbst verlacht haben, wie er sich als Tirann hätte verabscheuen sollen. Kann es einen schändlicheren Königseinfall geben, als so einen Bedientenspas, wie sich Ludwig mit einem Unschuldigen machen wollte? Aber — so vereitelten Menschenkentnis und Gegenwart des Geistes schon manchen ähnlichen Spas, und retteten glücklich aus der Mordhand der Tirannen.

10.

Eine seltsamere Art, zur Frau zu kommen, kann es wohl nicht geben, als die ist, welcher Valvasor in seiner Geschichte von Crain gedenkt.

Rauber, ein deutscher Ritter zu den Zeiten Maximilian des Zweiten, war durch seine körperlicht Grösse und Stärke sehr berühmt, und hatte sich um den Kaiser, seinen Herrn, hoch verdient gemacht. Maximilian hatte eine wunderschöne Tochter, welche er mit einer Gräfin von Ostfriesland erzeugt, und die der Glanz seines Hofes war. Rauber wagte

es, um sie anzuhalten, und erwartete die Erfüllung seines Wunsches von der Treue, welche er bei ieder Gelegenheit gegen ihren Vater bewiesen hatte. Maximilian war ihm dabei gar nicht zuwider.

Es hielt sich aber zu derselben Zeit auch ein spanischer Ritter am kaiserlichen Hofe auf, der seiner Stärke wegen ebenso berühmt war, wie Rauber, und an Grösse ihn noch übertraf. Dieser hielt gleichfals um die wunderschöne Helene an. Maximilian sah sich in die grösseste Verlegenheit gesetzt. Er wollte keinen der Ritter beleidigen; so verwies er sie an ihre beiderseitige Stärke, und versprach dem die Tochter, welcher den Andern überwinden würde.

Muthvoll und festvertrauend Jeder auf seine Kräfte, die die Liebe noch erhöhen würde, umarmte auch Jeder schon in Gedanken Helenen als Gattin, die er errungen. Es kam nun darauf an, welche Art des Kampfs um selbige Statt finden sollte. Maximilian, wie er entschieden hatte, daß seine Tochter erkämpft werden solle, entschied auch hierüber. Die Ritter machten sich schon gefaßt, auf iede Weise, wie es Rittern zukäme, mit einander zu streiten; als der Kaiser auf einen sehr launigten Einfall kam, dem sie sich, wenn sie seine Tochter ha-

ben wollten, gern oder ungern, unterwerfen musten.

Es wurden zwei Säcke gemacht; der eine nach des Deutschen, der andere nach des Spaniers Länge. Rauber bekam den Sack für den Spanier, der Spanier den Sack für Rauber. „Wer nun den Andern in den Sack stecken kann, der soll Helenen haben.“

In Gegenwart des Kaisers selbst hub also der Sackkampf an. Beide Ritter kämpften fürchterlich. Man denke sich ihre beiderseitige Stärke! man denke sich den Preis, um welchen sie rangen! man denke sich die Anwesenheit des gewünschten Schwiegervaters dabei! Kein Wunder, daß es lange währte, ehe der Kampf entschieden ward.

Endlich — siegte doch der Deutsche, und steckte den Spanier in den Sack. — Da empfing Rauber den Preis seiner Tapferkeit — Helenen; der trotzige Iberier aber verschwand, und lies sich nie wieder sehen. — —

Man lieset in der Geschichte der Ritter freilich keine Nachahmung eines solchen Sackkampfs weiter; ein Beweis, daß ihnen diese Art von Kampf nicht ritterlich genug geschienen. Wenn aber Maximilian auch von der

Possirlichkeit bei seinem Einfalle nicht frei gesprochen werden kann: so hat er sich doch wenigstens das Verdienst erworben, daß — um ein Mädgen weniger in der Welt Blut geflossen ist.

11.

Julius Cäsar ward von dem Rathe zu Rom auf eine fast knechtische Weise mit Ehrenbezeigungen überhäuft, und, was das Merkwürdigste dabei ist, seine Feinde waren dazu oft noch weit mitwirkender, als seine eifrigsten Anhänger. Sehet, konnte man da vieleicht sagen, die allgemeinen tiefen Eindrücke, welche wahre Grösse macht, und wie auch die Uebelgesinntesten gegen die Person selbst doch das Verdienst an ihr öffentlich auszuzeichnen sich gezwungen fühlen; man würde aber sehr irren, wenn man diese an sich wohl richtige Bemerkung auf die Feinde Cäsars anwenden wollte.

Es gibt auch eine andere Bemerkung, die ebenso richtig ist; daß nehmlich gewisse Gemüther bei erhaltenen grossen Ehrenbezeigungen sich leicht vergessen, und sich dadurch zur Auf-

geblasenheit hinreissen lassen. Aufgeblasenheit aber macht verhaßt. Wer sie also gern bald im höchsten Grade verhaßt sehen will, der darf nur eilen, ihnen die höchsten Ehrenbezeigungen zu bewirken. Und — diese Bemerkung ists, welche auf Cäsars Feinde, wenn sie seine übertriebensten Schmeichler machten, anwendbar ist.

Cäsar war ein Mann, der sich bei aller seiner List auf dieser Seite doch bald durchsehen lies. Er war nicht im Stande, das beinahe kindische Wohlgefallen, welches er an ieder neuen Würde, und an iedem neuen Titel, die er erhielt, hatte, zu verbergen; er muste es äusern, und äuserte es auf die beleidigendste Weise, durch Stolz und Uebermuth. Was konnte seinen Feinden willkommener sein, als diese seine schwache Seite? So schwer es ihnen ohnedis und geradezu geworden sein würde, ihn zu stürzen, so leicht ward es ihnen nun. Sie durften ihn nur auf das höchste erheben helfen, so stürzte er sich selbst. Daher wurden sie dann auch ganz zügellos in Ersinnung neuer und unerhörter Ehrenbezeigungen für ihn, um seinen Sturz noch schneller zu bewirken.

Es würde unbegreiflich sein, wie ein Mann von solchem Verstande der Sache nicht wenigstens alsdann noch auf den Grund zu sehen an=

gefangen habe, als sie völlig ins Uebertriebene ging — und noch unbegreiflicher, wie er auch auf die Warnungen seiner wirklichen Freunde deshalb nicht geachtet — wenn man nicht wüste, daß der Stolz unter die Leidenschaften gehöre, welche blind und taub machen können. Genug, er ging in die Falle, welche man ihm gelegt hatte, ein, und lies auch den Rath selbst, der ihn so hochmüthig machte, seinen Hochmuth fühlen.

Einst, als dieser in Masse sich erhub, ihm selbst die Nachricht von einem Beschlusse zu bringen, den man über neue Ehrenbezeigungen für ihn gefasst, sas er eben in der Halle eines Tempels. Man sagt, daß er, statt der Versammlung des darüber rathschlagenden Senats selbst beizuwohnen, sich hieher begeben, um nicht das Ansehen zu haben, als wollte er durch seine Gegenwart die Mehrheit der Stimmen erzwingen. Da setzte er die Achtung gegen den ihn so ehrenden Rath so weit aus den Augen, daß er nicht nur nicht aufstand, als er diese erlauchte Geselschaft zu sich kommen sah, sondern daß er auch sogar sitzend anhörte, was sie ihm zu melden hatte.

Diese Unhöflichkeit ist Cäsarn theuer zu stehen gekommen. Der ganze Rath nicht nur,

sondern auch ganz Rom, warf einen unversöhnlichen Has deshalb auf ihn, und man rechtfertigte hernach damit vorzüglich die Verschwörung gegen ihn, deren Opfer er auf eine so fürchterliche Weise ward.

Man hat zwar den Cäsar damit entschuldigen wollen, daß er eben damals an einem ununterbrochenen Durchfalle gelitten habe; Andere haben ihn iedoch auch, als der Rath sich wieder wegbegeben hatte, ganz munter nach Hause gehen gesehen haben wollen. Wäre es aber auch wirklich, daß ihn ein körperlicher Unfall am Aufstehen behindert hätte: so wäre es doch seine Schuldigkeit gewesen, dis als die Ursache davon der erhabenen Geselschaft, welche seine Achtung fordern durfte, und die ihm sogar iezt eine ganz beispiellose Achtung ihrerseits erwies, anzuzeigen; womit selbige dann auch gewis zufrieden gewesen sein würde. Daß er nun dieses nicht einmahl that, muste man offenbar für Verachtung des Raths erklären; weil er damit zu erkennen gab, daß es seine geringste Sorge sei, ob sich selbiger durch sein Sitzenbleiben beleidigt fühlen würde, oder nicht.

Wer zieht nicht die Folge hieraus, daß es kein Glück sei, grosse öffentliche Ehrenbezeigungen zu erhalten, wenn man nicht sein Herz in

der Gewalt hat, und Herr über die Eindrücke ist, welche jene auf dieses machen können? Besonders ist es der gewisseste Weg zum urplötzlichen Untergange, wenn man seiner Hoffart darüber so weit den Zügel schiessen lässet, daß man selbst denenjenigen verächtlich begegnet, aus deren Händen man die Ehrenbezeigungen empfing. Ein solcher Undank ist zu empörend; und, wenn ihn auch die, welche ihn erhalten, nicht selbst ahnden: so lassen sie es doch geschehen, daß von Andern dafür Rache ausgeübt werde — gesetzt auch, daß diese es nur zum Vorwande brauchten, eigene Privatrache ausüben zu können.

12.

Man lieset von einem Ketzerrichter, Nahmens Hannibal Grison, der im sechzehnten Jahrhunderte zu Kapo d'Istria am venetianischen Meerbusen sein Wesen trieb, daß er in der Hauptkirche öffentlich gepredigt, daß der dasige Bischof, welcher sich zum Protestantismus neigte, die Ursache von der Miserndte sowohl, als von dem Viehsterben, wäre, die das Land plagten.

„Hoffet, schlos er, auf keine bessere Zeiten, bis ihr diesen Ketzer mit seinem ganzen Anhange gesteinigt habt — Gott befiehlts euch deutlich genug.“

Fast müste man auf den Gedanken gerathen, dieser Mönch habe seinen feinen Kunstgrif, die Protestanten auszurotten, von den Heiden gelernt, welche unter demselben Vorwande die ersten Christen vertilgten. „Wenn die Tiber Ueberschwemmungen anrichtet, wenn der Nil nicht gehörig austritt, wenn Erdbeben geschieht, wenn Seuchen sich zeigen, so heissts — daran sind die Christen Schuld, versöhnet die Götter und werfet sie den Löwen vor!“ — so klagte Tertullian.

Dennoch habens die Christen hernach, als sie herrschend wurden, mit den Heiden nicht besser gemacht, und dazu haben sich nicht blos Mönche, sondern sogar Kaiser, hergegeben. „Woher der ungewöhnlich strenge Winter, den wir hatten? Woher das schlechte Frühjahr, und der noch schlechtere Sommer, die darauf folgten, und der allgemeine Miswachs in den Früchten, der daraus entstand? Daher, daß wir die Heiden unter uns noch dulden? Wollen wir länger den Zorn des Himmels gegen uns reitzen,

und der Ungläubigen schonen?" — so schrieb Theodosius in einer öffentlichen Urkunde.

Was folgt aus diesem Allen? Dis, daß es der herrschenden Glaubenspartheí immer eigen sei, die fremden Glaubensgenossen nicht nur überhaupt zu verfolgen, sondern sie auch besonders unter diesem Vorwande zu verfolgen? Man weis einmahl, daß das Volk nichts Fürchterlicheres kenne, als die sogenannten Landplagen; man weis, daß das Volk, wenn es wüßte, daß Menschen daran Schuld wären, diese auf der Stelle zu zerreissen bereit sein würde. Man benutzt also seine Einfalt, ihm vorzuspiegeln, daß es göttliche Strafgerichte wären, die der Andersglaubenden wegen über das Land ergingen; und so hat man kein sicheres Mittel, das Volk gegen die Ketzer in die schäumendste Wut zu setzen, als dieses. Es ist dabei auch zugleich das Mittel, das man am ersten bei der Hand hat; denn wann vergeht auch wohl nur die kleinste Reihe von Jahren, daß nicht irgend eine dieser zahlreichen Landplagen einträte? Ja, man hat Beispiele in der Geschichte, daß dergleichen sogar erkünstelt worden sind, um den geschicktesten Vorwand, unter welchem man die Ketzer verfolge, noch schneller zu erhalten.

Glaube ia Niemand, daß unsere Zeiten vor der Vorzeit hierin einen Vorzug haben! Wie Grison, der Mönch, im sechzehnten Jahrhunderte that, so thaten auch protestantische blinde Eiferer noch im achtzehnten. Immer waren ihnen die Ketzer und die Neuerer die nächsten Sündenböcke, auf welche sie die Schuld von Krieg, Pestilenz und allem öffentlichen Unglück legten. Sie thaten wohl gar so, wenn solch Unglück das fernste Ausland traf. Wie gern hätte man das Volk überredet, daß Dr. Bahrdt zu Halle die Ursache von dem Erdbeben in Kalabrien, von dem Einfalle der Türken in Ungarn, u. s. w. sei! Und — ist es etwas Anderes, wenn man den heillosen Krieg am Ende des achtzehnten Jahrhunderts für ein göttliches Strafgericht erklärt, das die Aufklärer über halb Europa gebracht?

Wann werden die Christen sich schämen, von Gott sich eben so unwürdige Vorstellungen zu machen, wie sich die Heiden von ihren Göttern machten! Gesetzt, man wäre als herrschende Parthei auch im Besitze der Wahrheit, sollte man sichs einfallen lassen, zu denken, daß Landplagen das göttliche Aufrufszeichen wären, die Ketzer im Lande ihres Irthums wegen zu verfolgen? Welche Irthümer müsten auf ieden

Fall dergleichen eher herbeiführen, wenn sie göttliche Strafgerichte sein sollten — die blos theoretischen, oder die praktischen? Dennoch sagt unser grosser Lehrer, daß Gott seine Sonne scheinen lasse über die Bösen, wie über die Guten, und regnen lasse den Ungerechten, wie den Gerechten. Wie? und man könnte glauben, daß Gott blossen Ketzern, die noch dazu wohl Gute und Gerechte sind, Sonnenschein und Regen entzöge, und nicht nur ihnen entzöge, sondern auch ihrentwegen dem ganzen Lande? — Hier würde wenigstens iener Ausspruch vollkommen anwendbar sein — ihr habt Christum nicht also gelernt.

Man werde doch nur erst selbst tolerant; so wird man auch an keinen intoleranten Gott mehr glauben.

13.

Christoph Radzivil, ein eifriger Papist, wollte das Verbrechen, welches ein Prinz seines Hauses seiner Meinung nach dadurch begangen, daß er sich auf die Seite der Evangelischen geschla-

gen, durch eine Reise nach Rom wieder gutmachen. Er bezeigte dem Pabste seine fortdaurende Ergebenheit auf das kriechendste, und erhielt dafür von ihm eine Büchse voll heiliger Reliquien. Kaum hörten dis bei seiner Zurückkunft die Mönche, so ersuchten sie ihn, zur Rettung eines Besessenen, bei dem alle Beschwörungen nichts helfen wollten, davon Gebrauch machen zu dürfen. Er lies sie ihnen zukommen, und die Teufelvertreibung geschah damit von den Mönchen unter dem grössesten Gepränge. Alles staunte über die Wunderkraft der heiligen Knochen, und Fürst Radzivil selbst pries sich selig über ihren Besitz.

Eines Tags, als er ebenfals ganz entzückt von seinem heiligen Knochenschatze sprache, fing der Kavalier, welcher die Büchse aufzubewahren hatte, an, zu lachen, schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln spöttisch zur Freude des Fürsten. Radzivil, der dis sah, gerieth in Zorn, und verlangte zu wissen, warum er lache und gaukle. Unter dem Versprechen, daß er keine Strafe bekommen solle, ging der Kavalier mit dem Fürsten in sein Kabinet, und entdeckte ihm da das Lächerlichste von der Welt.

„Auf unserer Rückreise von Rom hatte ich das Unglück, die Büchse des heiligen Vaters

zu verliehren. Ich wagte nicht, es zu gestehen; um mir also zu helfen, suchte ich eine ähnliche Büchse aufzutreiben, und füllte sie mit ähnlichen Knochen an, die ich aus dem Auskehricht allerwärts zusammensuchen lies. Wie kann ich also anders, als lachen, wenn man nun damit Teufel austreibt?"

Radzivil war über diese Erzählung so erstaunt, wie beschämt. Die Betrügerei der Mönche lag ganz unerwartet vor ihm hell und klar da; er verzieh dem Kavalier nicht nur nochmals, sondern dankte ihm auch. Die Mönche aber lies er ermahnen, noch mehr Besessene aufzusuchen, damit die Wunderkraft der Reliquien noch bestätigter würde. Diese säumten nicht, seine Wünsche zu erfüllen, und zeigten ihm bald den Fund eines Aehnlichen, wie der vorige gewesen, freudig an. „Bringet ihn zu mir." Die Mönche brachten ihn. „Beschwöret ihn erst nach eurer Art." Die Mönche wendeten alle ihre sonst gewöhnlichen Beschwörungen an, aber vergeblich; sie baten also nun um die heilige Büchse. „Morgen kommt wieder — morgen sollt ihr sie haben; bis dahin aber bleibt euer Besessener hier."

Radzivil übergab darauf das Teufelskind seinen tartarischen Stallknechten zur Kur, und schrieb ihnen die Methode vor, welcher sie sich dabei bedienen sollten. Diese gingen der Vorschrift gemäs erst ganz liebevoll zu Werke, und ermahnten den Besessenen, den Betrug, welchen die Mönche durch ihn spielten, zu gestehen; widrigenfals sie ihm das Geständnis abzwingen müsten. Hatte der Besessene noch nicht getobt, so tobte er nun. Drauf schritten ein halb Dutzend von ihnen zur zweiten Hälfte des Recepts, und hieben ihn mit ihren Knuten so zusammen, daß er um Barmherzigkeit flehete, und seine Verstellung für Mönchsgeld bekannte.

Tags drauf in aller Frühe wurden die Mönche geholt. Ob sie geahnet, was heute vorwalte, ist nicht zu entscheiden. Auf der einen Seite die bezeigte unerschütterliche Ergebenheit Radzivils an das Pabstthum — auf der andern das Zurückhalten des Besessenen bei ihm — — sei, wie ihm sei, was geht über die Schlauheit des Mönchs? Er weis sich wenigstens bald zu sammlen, wenn er auf heilige Schwänke ausgeht.

Statt, daß nun die wunderthätige Büchse zur Kur des Besessenen herbeigebracht und ge-

öfnet werden sollte, fiel der schon kurirte Besessene dem Fürsten zu Füssen, gestand nochmals, daß er nie besessen gewesen, sondern daß ihn die Mönche sich besessen zu stellen gelehret, und bat um Gnade.

„Sehet da, er ist noch weit besessener, als wir meinten — schrieen die Mönche. So ein Kunstgrif des Teufels ist uns noch nicht vorgekommen, daß sich der Teufel selbst verleugnet.“

Wenn meine Stallknechte, erwiederte Radzivil männlichlächelnd, die wunderthätige Kraft gehabt haben, dem Teufel selbst die Künste abzufragen, so sollen sie sie euch gewis auch abfragen können.

Die Anstalten dazu wurden gleich gemacht. Als die Mönche dis sahen, waren sie noch klüger, wie der Besessene, schonten ihrer Rücken, und bekannten vor dem ersten Hiebe noch, was dieser nach hundert Hieben erst bekannt hatte, betheuerten aber hoch und hehr, daß sie den frommen Betrug nur gespielt, um Luthers Ketzereien Einhalt zu thun, daß sie sich nicht durch ganz Litthauen verbreiteten.

„Das möget ihr immerhin, erwiederte der Fürst; dadurch habt ihr mir nun aber euren Glauben so verdächtig gemacht, wie er meinem Vetter nur sein konnte. Eine Religion, die

sich durch solche Teufeleien nur halten können soll, ist nicht von Gott. Luthers Ketzerei, die sich ohne dergleichen in unserem Lande erst ausbreitet, mag wohl eher von ihm sein."

Radzivil las von nun an eifrig die Schriften der Evangelischen, und ebenso eifrig die Bibel. Nach Verlauf eines halben Jahres bekannte er sich mit seinem ganzen Hause öffentlich zur evangelischen Kirche; und — so ward eine Reise, die er nach Rom gethan, um seine standhafte Beharrlichkeit beim Pabstthum noch standhafter zu machen, die Ursache seines völligen Abfalls vom Pabstthum. — —

Möchte diese heilige Reliquiengeschichte allen denen die Augen öfnen, die sich auf ähnliche Weise noch immer durch Mönche und Pfaffen bethören lassen!

14.

Kaiser Nero wollte auch Kaiser unter den Sängern sein. Er lies sich nicht nur zu Rom auf dem öffentlichen Theater hören, sondern sang auch da um die Wette. Ja, er that sogar eine Reise nach Griechenland, um in den dasigen

feierlichen Singestreiten zu glänzen, und die Preise davonzutragen. Wer lacht nicht, wenn Sueton ihm dis erzählt?

Wollte man sagen, daß, wenn ein Fürst einmahl irgend einem Vergnügen auf das leidenschaftlichste ergeben sein wollte, Jeder sich freuen müsse, wenn seine Wahl dabei auf Musik und Gesang fiele, weil solches nicht nur von einer schönen Seelenstimmung bei ihm an sich zeige, sondern diese auch am zuverlässigsten erhalte: so würde dis auf den Nero wenigstens nicht passen. Nero war und blieb ein Unmensch auf dem Throne. Was braucht man weiter von ihm deshalb zu hören, als daß er seine Mutter ermorden, und Rom anzünden lassen, um sich einen angenehmen Anblick zu verschaffen? Ja, was noch Mehr ist, sein Hang zur Grausamkeit zeigte sich sogar bei Befridigung seines Hanges zum Singen selbst; und es ist nichts mehr zu bewundern, als daß er nicht auch ieden Sänger, der ihm da, wo er zu gebieten hatte, den Wettsieg streitig machte, auf der Stelle hinrichten lies. Den Beifall derer, die ihn hörten, suchte er wenigstens mit Gewalt zu erzwingen.

Weil er sich nicht satt an sich hören konnte, so geschah es, daß seine Zuhörer, wenn er ih-

nen zu lange sang, und sie vom Beifallgeben ganz ermüdet waren, ihn oft verliessen. Da verbot er, daß Jemand von der Schaubühne weggehe, so lange er sänge, und lies auf dis Verbot so strenge halten, daß Weiber, welche von ihrer Gebährungsstunde unerwartet überrascht wurden, ihre Niderkunft daselbst halten, und Viele sich todt stellen musten, um unter diesem Vorwande nur weggebracht werden zu können. Vespasian, der in der Folge seinen Thron bestieg, war auch Einer von denen gewesen, welche ihren Ekel an seinem unerträglichlangen Singen dadurch zu erkennen gaben, daß sie sich fortzubegeben pflegten. Nach erfolgtem Verbote aber half er sich einst damit, daß er sich vom Nero in einen sanften Schlaf singen lies. Dis erfur Nero, und rüstete sich deshalb mit seiner Ungnade dergestalt gegen ihn, daß er, um sein Leben zu retten, sich auf die Flucht begeben muste. Also — die Musik hatte wenigstens keine milden Einflüsse auf das Gemüth dieses Tirannen.

Man kann nicht sagen, daß es unter der Würde eines Fürsten sei, den Gesang zu lieben; wenn er aber der erste Sänger im Reiche, oder gar auf dem ganzen Erdboden, sein will, so handelt er wider alle seine Würde.

und Bestimmung zugleich. Regent soll er sein; durch edle und grosse Regentenhandlungen soll er sich den Beifall seines Volks zu erwerben suchen, aber nicht durch Bravourarien oder durch Duette. Was hat die Nation davon, und wenn er der erste Virtuose in der Vokalmusik ist? Vielmehr wird er seine dem Lande so kostbare Zeit mit Uebungen seiner Stimme versplittern, und Andere für sich regiren lassen, statt daß Andere für ihn singen sollten. Tritt er, vor dem sich hören lassen zu dürfen alle Virtuosen der Welt sichs zur Ehre rechnen sollten, gar öffentlich hin, und lässet sich vor seinen Unterthanen auf der Bühne hören: so kann es nicht anders sein, als daß er dadurch an der Ehrfurcht verliehre, die Jeder für ihn haben soll, und daß die Nation hernach auch seine Befehle als die Befehle eines Mannes betrachte, der ihr etwas vorsingen will. Herablassung wenigstens nenne er so etwas nicht; es gibt andere Herablassungen, durch die sein Ansehen, das er einmahl behaupten mus, nicht verliehrt, sondern gewinnt. Dieser befleissige er sich! Er verstatte z. E. auch dem geringsten Unterthan Zutritt zu sich, und höre selbst seine Klagen an; er sei zuweilen Zeuge von öffentlichen Volksfesten, und ver-

breite durch seine Gegenwart den Geist guter Sitten über sie; er kehre gelegentlich auf seinen Lustreisen in die Hütten des Jammers ein, und trockne da menschliche Thränen in eigener Person; u. s. w.

Dieselbe Bewandnis, welche es mit Nero's ausschweifendem Hange zum Singen hatte, hat es gewissermassen auch mit ieder andern Art von Vergnügen, welcher sich ein Regent bis zur höchsten Leidenschaft ergibt. Je kleinlicher sie ist, desto schlimmer freilich; aber auch selbst alsdann, wenn sie in die edleren Künste einschlägt, ist er dadurch nicht gerechtfertigt. Sein Beruf ist nicht, Künstler zu sein, — die Künstler machen wieder einen andern Stand aus. Will er ia unter die Künstler gerechnet sein, so geschehe es blos in seiner Art; er lerne sich immer meisterhafter auf die Kunst verstehen, wohl zu regiren, und sein Volk glücklich zu machen. Dis ist aber unmöglich, wenn er nicht den grössesten Theil seiner Zeit hierauf, sondern auf etwas Anderes, verwendet. Dieses sei noch so etwas Feines — es verrathe noch so sehr den besseren Geschmack — genug, es ist das nicht, wozu er da ist, und wovon sein Volk Segen haben soll. Lasset ihn den grössten Landschaftmahler sein — wozu dis? Unterstützt er

aber auf allen Seiten den Ackerbau und die Landwirthschaft, macht er, daß grosse Wüsteneien in seinen Provinzen sich unter fleissiger Menschenhand in Gärten, Wiesen und Getraidefluren verwandeln — ja, dann ist er der Mann, der er sein soll; nicht mahlen, schaffen soll er schöne Landschaften. Lasset ihn den ersten unter den Dichtern sein — wozu dis? Mit Recht schreibt die Nation unter seinen meisterhaften Gesang über das goldene Zeitalter — o wenn du doch lieber machtest, daß auch nur eine Zeile davon auf dein Zeitalter passte!

15.

Es gibt auch Frauen, die männlichen Muth bezeigen, und die Feinheit, mit der sie ihn bezeigen, verursacht, daß sie noch tiefere Eindrücke damit machen, als die Männer.

Franciskus der Erste von Frankreich ward der Gräfin von Chateau = Briand, welche er erst unaussprechlich geliebt hatte, ungetreu, und vertauschte sie gegen die Frau von Estampes. Diese hatte an dem Siege, welchen sie über die Gräfin davongetragen, nicht genug, sondern

verlangte für ihren Ehrgeitz noch ein grösseres Opfer. Sie drang in den König, daß er eine der nidrigsten Handlungen beginge, und die Kleinodien der Gräfin wieder abfordern liesse, welche er selbiger geschenkt, damit sie nun in den Besitz derselben gelangen möchte.

Man würde sehr irren, wenn man dis von Seiten der Frau von Estampes vielmehr für Geitz, als für Ehrgeitz, erklären wollte. Die Edelgesteine standen nicht nur damals noch in keinem hohen Preise, sondern es war auch dieser neuen königlichen Geliebten nur um die darauf eingeschnittenen Sinnbilder zu thun, durch deren Herausgabe die Gräfin von ihr gleichsam im Triumfe aufgeführt werden sollte. So nahm es dann auch die Gräfin, und traf darnach auf das geschickteste ihre Masregeln.

Franciskus lies sich wirklich so arg von der Stolzen misbrauchen, daß er unköniglich seine Geschenke zurückbegehrte. Die Gräfin fühlte die Demüthigung, welche ihr hierdurch wiederfur, so tief, daß sie darüber krank ward; ihr Geist sammlete sich aber bald wieder. Daß sie dem königlichen Befehle gehorchen müsse, sah sie wohl ein; daß dessen ungeachtet aber die Ehrsucht und Schadenfreude ihrer Nachfolgerin nicht gesättigt würden, darauf glaubte sie sin-

nen zu müssen. Sie bestellte den Kavalier, welcher ihr die schimpfliche Ordre überbrachte, nach drei Tagen wieder zu sich.

Als dieser zur bestimmten Zeit sich wieder zu ihr verfügte, übergab sie ihm das sämtliche vom König in ienen Tagen seiner zärtlichsten Liebe zu ihr erhaltene Geschmeide — in Stangen, in welche sie es hatte einschmelzen lassen.

„Hier ist Alles, was ich bekam, und ich versichere auf meine Ehre, daß nichts daran fehle. Ich müste es leiden, daß mir der König die Steine, welche er mir gegeben, wieder nähme, und einer Andern gäbe; daß er aber einer Andern die Devisen darauf, welche nur mir gehörten, gäbe, brauchte ich nicht zu leiden — dis sagen Sie ihm in Antwort zurück."

Wer hätte nicht glauben sollen, daß Franciskus aus sich schon hierüber in den grössesten Zorn gerathen würde? Schlimmer konnte er doch für seine Undankbarkeit von der Gräfin nicht abgeführt werden, als so. Wer sollte vollends nicht glauben, daß die stolze Estampes wenigstens Alles gethan haben werde, seinen Zorn, wenn er nicht unwillkürlich sich regte, zu reizzen? Tiefer konnte sie doch von der Gräfin, welche sie hatte demüthigen wollen, nicht gede-

müthigt werden, als so. Das Erstere geschah aber nicht, und das Letztere fruchtete nichts.

„Einen solchen Muth hätte ich von einer Frau nicht erwartet“ — so sprach Franciskus, und schickte der Gräfin die Stangen zurück.

Man mag dis lesen, und wieder lesen, so oft man will; der Eindruck davon bleibt derselbe, und die Gräfin von Chateau-Briand erscheint dabei nur immer noch in einem erhabeneren Lichte.

16.

Einer von den Gelehrten, über die man anstehen mus, zu urtheilen, ob sie gelehrter, oder geitziger, gewesen, war Sylvius, einer der berühmtesten Aerzte des sechzehnten Jahrhunderts.

Von Bequemlichkeiten des Lebens wuste er nichts, und auch sogar von den ersten Nothdürften des Lebens suchte er sich zu befreien. Hunger und Frost machten ihm zwar mehr Verdrus, als der Durst, weil er sie nicht so ganz unentgeldlich, wie diesen durch Wasser,

befridigen konnte; dennoch nahm er es mit ihnen auf. Einmahl ums andere wich er dem Hunger durch Schlaf aus; den Frost aber überwand er gänzlich. Ein einziges schweres Stück Holz war es, womit er hundert Winter hindurch gereicht haben würde, wenn er hundert Winter erlebt hätte. Die Art, wie er dis angefangen, ist merkwürdig; besonders in unsern Zeiten, wo über die Holzersparnis so viel nachgedacht und geschrieben wird; — hier ist sie.

Sylvius, statt sein Stück Holz klein machen zu lassen, und es so nach und nach in den Ofen zu stecken, lies es ganz, und trug es in seinen untersten Keller. So oft ihn nun so fror, daß er es nicht mehr aushalten konnte, ging er in diesen seinen untersten Keller, nahm das Stück Holz, und trug es auf den obersten Boden. Von da trug er es wieder herunter in den untersten Keller; und dis setzte er so lange fort, bis ihn gar nicht mehr fror. Er schrieb eine eigene Abhandlung darüber, daß diese Art, durch Bewegung sich zu erwärmen, der Gesundheit weit zuträglicher sei, als alle andere.

Wie es seine Leute bei ihm gehabt haben mögen, ist auf solche Weise bald zu errathen. So viel, wie möglich, hielt er Menschen von

sich ab. Um keine Familie zu haben, nahm er lieber kein Weib. Eine Magd hielt er sich, und dieser gab er nichts, als trocknes Brodt, zu essen. Am Ende ward ihm auch dis zu kostspielig; er schaffte sie ab, und sagte dabei zu seinen Freunden — heute habe ich mir drei Bestien vom Halse geschaft, meine Katze, meinen Maulesel, und — meine Magd. Wirklich hatte er auch an demselben Tage seine Magd abgelohnt, seinen Maulesel verkauft und seine Katze ersäuft.

Als er seine Wissenschaft zu Paris zu lehren anfing, verlangte man von ihm, daß er erst Doktor werden solle. Weil man ihn aber nirgends dazu umsonst machen wollte: so ist er nie Doktor geworden, wuste aber doch durch seine grossen Kentnisse es dahin zu bringen, daß er öffentlich lehren durfte. Da hatte er immer das stärkste Auditorium, bekannte sich aber keineswegs zu dem evangelischen Grundsatze — umsonst habt ihrs bekommen, umsonst sollt ihrs geben. Vielmehr trieb er, der nichts für die Erlaubnis zu lehren gegeben hatte, das Geld für seine Lehrstunden mit grosser Strenge ein.

Daß er auf solche Art ein reicher Mann geworden, ist ohne weiteres zu glauben; was machte er endlich mit seinem Gelde? Er ver-

grub es in seinem untersten Keller, aus welchem er das schwere Stück Holz immer auf den obersten Boden getragen hatte. Wenn er nur noch zum Wahrzeichen dieses Stück Holz auf die Stelle gelegt hätte, wo er es vergraben hatte! so aber ward nach seinem Tode Alles umgewühlt, und man fand nichts, als einige Pistolen. Soll man lachen, oder weinen, wenn man so etwas von einem Gelehrten lieset? Lächerlich bleibt freilich der Geitz immer, sobald er einen so hohen Grad ersteigt; einen überaus traurigen Eindruck mus es aber doch machen, wenn man sieht, daß die Wissenschaften den menschlichen Geist nicht einmahl in der Masse veredlen können, daß sie ihn von dem Hange dazu heilen mögen, sondern daß sie diesem gar noch zur Nahrung dienen müssen. Kann in dieser Hinsicht etwas Schändlicheres von einem Lehrer erzählt werden, als was wir vom Sylvius lesen, der einsmahls, als ihm zwei arme Schüler das Monatsgeld nicht entrichten konnten, nicht eher fortlesen wollte, bis die übrigen Schüler sie aus dem Hörsaale geiagt hätten? Man sagt zwar wohl auch reichen deutschen Professoren, die noch dazu Theologen waren, nach, daß sie armen Studenten zugemuthet, die silbernen Schuhschnallen, um sie zu bezahlen,

zu verkaufen, und sich die Schuhe mit Bast zuzubinden; aber diese gewaltsame Austreibung, welche Sylvius wollte, ging doch noch drüber. Mit Recht hatte man ihm deshalb bei seinem Leben schon die Grabschrift gemacht — „Hier liegt Sylvius, der nie etwas umsonst gab, und der sich noch im Grabe umkehren würde, wenn er wüste, daß du, Wanderer, der du dieses liesest, umsonst es läsest.“

17.

Ludwig der Dreizehnte, welchem die französische Nation den Beinahmen des Gerechten gegeben hat, besah sich einsmahls im Spiegel, und erschrack über die vielen grauen Haare, welche er schon hatte. „Ha, rief er aus, diese haben mir die vielen übertriebenen Lobreden, welche man auf mich hielt, vor der Zeit gemacht.“

So gewis ist es, daß nicht nur die Weisen im Lande davor ekelt, wenn die Schmeichler und Fürstenknechte Alles gros finden, bewundern und bestaunen, was der Fürst thut, sondern daß auch dieser selbst dagegen endlich Widerwillen empfinden mus. Er müste ja von

sich bis zur Verblendung eingenommen sein, wenn er sich einreden liesse, daß iede auch noch so geringe gute Eigenschaft, die auch sein nidrigster Bürger haben mus, ihm, sobald er sie hat, zum besondern Ruhme gereiche, und daß die kleinste Ausübung der Menschenliebe, welche Andere tagtäglich verrichten, zu einer göttlichen That werde, wenn er sie verrichtet. Er müste ganz einfältig sein, wenn er nicht durchsähe, daß seine übertriebenen Lobredner nicht sowohl für seinen Gewinn, als vielmehr für den ihrigen, zu sorgen suchten, und daß, wenn ihnen ihre eigennützigen Absichten bei ihm gelängen, ihr Heer unter allen seinen Heeren ihm das kostbarste in der Unterhaltung werden würde. In der That, es wäre den Grossen nicht zu verdenken, wenn sie dieienigen, welche sie über iede Kleinigkeit bis zum Himmel erheben, und dafür belohnt sein wollen, sogar dafür bestraften. Ist denn solch Lob nicht eine wahre Satire auf sie? Kommts nicht ebenso heraus, als wenn sie nichts von Belang thäten, so, daß man sich an die unwichtigsten Dinge bei ihnen halten müsse? Oder — wenn man sie blos als gute Menschen so ausserordentlich lobpreiset, soll nicht ieder Mensch ein guter Mensch sein? und klingts dann nicht ganz so,

als wollte man sagen, daß die guten Menschen unter ihnen zu den Erscheinungen gehörten, die man, wie die Kometen, nur selten hätte? Dis war's, was Ludwig fühlte, und darum schrieb er seinen zahllosen Lobrednern seine frühen grauen Haare zu.

Sein Bruder, der damahlige Herzog von Orleans, dachte nicht so, wie er. Dieser geitzte nach Lob, und war überhaupt von einem in äuserlichen Ehrenbezeigungen ganz unersättlichen Stolze. Ludwig wuste dis so gut, wie der ganze Hof, und beschämte ihn einst darüber noch feiner, als er seine Lobredner beschämt hat.

Der Herzog hielt z. E. auch streng auf die Sitte, daß die Prinzen vom Geblüte in seiner Gegenwart, wie in Gegenwart des Königs, den Hut nicht aufsetzen durften. Sie so mit unbedecktem Haupte zu sehen, machte ihm so viel Freude, daß er sie aufsuchte, wo er konnte, und sich dann so lange mit ihnen unterhielt, als möglich; so, daß sie Keinem mehr auszuweichen pflegten, als ihm. Eines Tags fuhr der König mit ihm nach St. Germain, und die Prinzen sassen mit blossen Köpfen in den Schlägen der Kutsche. Die Hitze war drückend, und die Herren ohne Hut litten dabei ausserordentlich. „Bedecken Sie Sich,

meine Herren, rief Ludwig, als er dis bemerkte, aus, bedecken Sie Sich — mein Bruder nimmt das nicht übel."

18.

Nicht blos der Undank für geleistete grosse Dienste ist empörend, sondern auch die Dankforderung dafür auf der andern Seite kann ebenso empörend werden. Es gibt Menschen, die hierin so unverschämtweit gehen können, daß dieienigen, denen sie gedient, wünschen müssen, daß sie ihre Dienste lieber nicht angenommen haben möchten. Sie glauben von diesen Alles fordern zu dürfen, ohne daß ihnen ie eine abschlägliche Antwort werde, und sind im Stande, ihnen gar Niderträchtigkeiten und Abscheulichkeiten zuzumuthen. Treffen sie alsdann Unbereitwilligkeit hierzu an, so erfüllen sie noch das Maas ihrer Unbescheidenheit damit, daß sie geradezu sagen — wäret ihr wohl so weit, wie ihr seid, wenn wir nicht waren? und so danket ihr uns dafür?

Es wäre zu wünschen, daß man sich gegen Leute dieser Art iederzeit auf ähnliche Weise

benähme, wie sich Pabst Clemens der Siebente gegen den Cardinal Colonna benommen haben soll.

Dieser Cardinal war es gewesen, welcher durch seine Kabalen im Konklave es vorzüglich bewirkt hatte, daß die Parthei, welche den Orsini zum Pabste haben wollen, untergelegen, und daß Clemens auf den heiligen Stuhl erhoben worden. Clemens war dafür so dankbar gegen ihn, als in ähnlichen Fällen nur ie ein Pabst gewesen, und überhäufte ihn mit Gnadenbezeigungen; Colonna aber sah Alles für blosse Schuldigkeit an, von der sich der Pabst dadurch nur zu einem kleinen Theile gegen ihn entledige, und hatte nie genug an dem, was dieser freiwillig für ihn that. Er legte sich bald aufs Fordern, und trieb seine Forderungen so weit, daß Clemens schon zu verschiednen mahlen ihm seinen Unwillen darüber deutlich zu erkennen gab. Endlich verlangte er gar offenbare Ungerechtigkeiten, die ihm dann der Pabst geradezu abschlug.

Colonna lies sich auf der Stelle hierdurch nicht abschrecken, sondern beharrte auf seinem Verlangen; doch lies er es noch dabei bewenden, daß er selbiges blos wiederholte. Als Clemens aber auch seine abschlägliche Antwort im-

mer wiederholte, ward er völlig ausgelassen, und fragte ihn, ob er nicht durch ihn Pabst geworden wäre.

„Das ist wahr, erwiederte ihm Clemens; eben darum aber, weil ich durch Colonna Pabst geworden bin, mus ich Colonna auch bitten, mich Pabst bleiben zu lassen."

19.

Roms vortreflicher Dichter, Virgil, der vor fast zwei Jahrtausenden bewundert ward, wird noch iezt mit Bewunderung von uns gelesen; — welch ein Lob für ihn! Bedarf es weiteren Zeugnisses für die wahre Schönheit seiner Werke, als dessen, welches dieser ungetheilte Beifall aller Jahrhunderte dafür gibt?

Ein noch weit grösseres Lob aber ists für ihn, daß er, wie er die Bewunderung der ganzen für das Schöne Sinn habenden Nachwelt geniesst, auch die Liebe der mit ihm zugleich lebenden Dichter genos. Er übertraf sie alle; sie fühlten sich auch von ihm übertroffen, und — dennoch liebten sie ihn. Wer kennt den Neid der Gelehrten, besonders der Dichter, gegen

einander nicht? Wirklich waren auch vieleicht nie Dichter eifersüchtiger auf einander, als die Dichter zu den Zeiten des Augusts; durch die aufrichtigste Werthschätzung Virgils aber schienen sie sich gleichsam wieder versöhnen zu wollen.

Daß wir die Ursache davon anderswo, als gleichfals in der Schönheit seiner Werke, suchen müssen, sehen wir gleich daraus, daß sich dennoch einige seiner poetischen Brüder zu seinen Splitterrichtern aufgeworfen haben. Die Rede ist also nur von der bei weitem grösseren Zahl derselben; wie gings da zu, daß sich diese nicht, wie gewöhnlich, zu seinen Splitterrichtern aus Neid aufwarf, sondern ihm Achtung und Freundschaft zollte? Die Erklärung davon kann der Menschenkenner nirgends anders, als in seinem moralischen Karakter, suchen. Eine solche Achtung und Liebe kann nur als blosse Gegenachtung und Gegenliebe gedacht werden; und so war's dann auch mit dem Lieblinge des Augusts.

Virgil war ein sehr edler Mann. Er erhub sich nie über Andere, sondern lies sich von Andern erheben, ohne darauf stolz zu werden. Vom Neide war er so weit entfernt, daß er, wenn Jemand, er mochte sein, wer er wollte,

etwas sehr Gelehrtes und Schönes geschrieben hatte, sich so darüber freuen konnte, als wenn er es selbst geschrieben hätte. Seine Bibliothek stand Jedem offen; damit Jeder sich mit seinen Schätzen bereichern und dadurch sein Glück in der Gelehrtenwelt machen könnte. Sogar, wenn Jemand ihn selbst brauchte, und sich Verse, die er gemacht, zueignete, und dadurch sich Ruhm erwarb, bezeigte er nicht Unwillen, sondern Vergnügen, darüber. — — Ja, so gings sehr natürlich zu, daß ihn seine Nebendichter bei allem Uebergewichte, das er über sie hatte, und das sie ihm auch zugestanden, in der That innig liebten.

Warum klagen unsere Gelehrten so oft über Unruhe, Streit, Neid und Has, die ihnen von allen Seiten her in ihrer eignen Welt zu Theile würden? — Nun ist die Antwort leicht. Habet Virgils Herz, mus man zu ihnen sagen, so werdet ihr auch Virgils Glück geniessen.

Ist denn der Weg zur Ehre nicht breit genug, daß ihrer Viele neben einander darauf wandeln mögen? Ein edler Wetteifer ist schön, und nützt dem gemeinen Wesen, wie den Wissenschaften selbst; Sucht aber, nicht, alle Andere wirklich zu übertreffen, sondern ih-

nen nur vorgezogen zu werden, wenn man sich auch hämischer Kabale dazu bedienen müste — o wie schändet sie den Gelehrten, wie ieden Andern, der auf Talent und Verdienst Ansprüche macht! Je vollkommener Jemand in seiner Wissenschaft, oder Kunst, sein will, desto mehr Gerechtigkeit mus er auch Andern, die sich ebenfals in selbiger hervorthun, widerfahren lassen. Wer ausgebildeten Sinn für das Schöne hat, der liebt das Schöne, wo er es findet; oder gibt es etwa einen Sinn für das Schöne, der sich nur auf solch Schönes erstreckt, das man an sich selbst aufzuweisen hat? Leider scheinen Viele unserer Gelehrten diesen eingeschränkten Begrif mit dem Schönheitssinne zu verbinden; sie verwechseln dann aber offenbar mit ihm dasienige, was die Sprache Eitelkeit und Selbstsüchtigkeit nennt. Ists auf solche Art Wunder, wenn sie, die überall um sich her verachtende Blicke werfen, oder wohl gar bis zur bäurischen Grobheit herabsinken, allgemein gehasst werden, und immerdar im Streite leben müssen?

O gehet doch Hand in Hand auf dem Wege der Weisheit, ihr Wissenschaftsmänner, wie wir Alle Hand in Hand auf dem Wege der Tugend gehen sollen! Bauet euren Ruhm nicht

auf dem Grabe fremder Ehre, sondern freuet euch, wenn recht Viele mit euch zugleich gerühmt werden. Seid ihr die Ersten in eurem Fache, so thut nicht, als wenn ihr die Einzigen darin wäret. Erweiset Jedem eurer Mitgelehrten die Achtung, welche er verdient, und seid besonders human gegen das sich erst zeigende Genie. Tretet diesem, statt es zurückzuschrecken, oder niderzudrücken, vielmehr zur Seite, daß es sich ausbilde und hebe; ihr waret auch nicht gleich das, was ihr iezt seid. So werden die Anfänger in eurer Wissenschaft euch als ihren Vater, und die Vollkommeneren darin euch als ihren ältesten Bruder, verehren und lieben, und ihr werdet euch nirgends besser befinden, als mitten im Kreise eurer Zunftgenossen. Diese werden es sein, welche euren Ruhm erst recht befestigen; blos darum, weil ihr auch sie rühmen hören könnet. So that Virgil, und so brachte er es dahin, daß kein Dichter seines Zeitalters durch irgend etwas sich selbst mehr beschimpfen und sich verhasster machen konnte, als — wenn er Virgiln nicht ehrte, Virgiln nicht liebte.

20.

Kaiser Karl der Fünfte gab das Ruder der Regirung, nach welchem er einst so begierig gegriffen hatte, freiwillig wieder aus den Händen. Seine Abdankung ward auf so verschidene Weise erklärt, daß sie, wie ehemahls die Abdankung des Sylla, das Thema ward, worüber die Schüler im Reden und Disputiren sich übten. Am wahrscheinlichsten ists iedoch, daß ihn das Fehlschlagen seiner späteren weitschweifenden Entwürfe dazu bewegt, und daß er es deshalb für das Beste gehalten, sich mit seinem erworbenen Ruhme in die Einsamkeit zu retten. Er begab sich in das Hieronymitenkloster des heiligen Justus bei Placentia.

Man will, daß er den gethanen ausserordentlichen Schritt bald wieder bereuet habe; denn als Jemand nachher einsmahls zu Philip dem Zweiten, seinem Sohne und Nachfolger in Spanien, gesagt — heute ists ein Jahr, daß der Kaiser seine Staaten abgetreten hat — soll dieser erwiedert haben — ia, aber auch ein Jahr, daß ihm solches leid geworden ist. Wenigstens scheint seine Entsagung der Welt im Kloster nie zur Vollkommenheit gediehen zu sein, wenn man auch gleich seine Busgeissel

noch aufzeigen will. Als er die Nachricht von einem grossen Siege bekam, welchen sein Sohn gegen Frankreich erfochten, war seine erste Frage an den Ueberbringer, ob Philip auch seinen Sieg bis an die Thore von Paris verfolgt hätte. Kaum hörte er das Gegentheil, so wollte er den ausfürlicheren schriftlichen Bericht davon nicht einmahl lesen, sondern erwiederte unmuthsvoll — so alt ich bin, so hätte ich meine Sachen doch besser machen wollen. Ein Glück also für ihn, daß er, wenn er seine Abdankung bereuet, die Reue darüber wenigstens nicht lange empfunden; denn der Tod befreiete ihn bald davon, so, wie auch die Hieronymiten von ihm, welche des zu vornehmen Bruders von Herzen überdrüssig wurden. Was ihm in dieser Hinsicht einst ein Novitius gesagt, ist zu merkwürdig, als daß es in Vergessenheit gerathen dürfte.

An einem Morgen, da den Bruder Karl die Reihe traf, der Wecker der übrigen Mönche zu ihrer Frühandacht zu sein, fand unser Exkaiser den Jüngsten, welcher noch sein Probejahr machte, so tiefschlafend, daß er ihn erst gar nicht ermuntern konnte. Endlich kam der junge Mensch, wie aus dem Tode, zu sich, stand äuserst unwillig auf, und sprach im halben Tau-

mel noch zu Karln — „Du hattest gewis nicht genug daran, daß du die Ruhe der Welt störtest, so lange du in ihr warest, daß du auch noch kommen mustest, die Ruhe derer zu stören, die die Welt verlassen haben."

21.

In der Philosophie des Lebens bringts der sogenannte gemeine Mann oft weiter, als unsere berühmtesten Philosophen.

König Ludwig der Eilfte von Frankreich kam an einem Morgen in seine Küche, wo einer von den Burschen, die die Bratspiesse wendeten, seine Aufmerksamkeit an sich zog. Da er in einem ganz gemeinen Ueberrocke ging, kannte ihn der Küchenjunge nicht, und fertigte ihn auf verschidene Fragen, die er that, ganz dreust und kurz ab. Dis gefiel dem König.

„Wie heissest du, und wie hoch stehst du dich?"

Ich bin Berruyer, des alten Berruyer Sohn; hier in der Küche nennen sie mich Stephan. Ich diene auch dem König, aber um ein wahres Lumpengeld; doch ists mein Trost, daß ich dabei so viel gewinne, wie er.

„Wie viel gewinnt denn der König?“

Seinen Aufwand; den gewinne ich auch, und so habe ich so Viel, wie er. Ich wüste auch nicht, warum er mir nicht den meinigen so lange reichen sollte, als Gott ihm den seinigen reicht. Bratenspieswender braucht er so lange, wie der liebe Gott ihn braucht. Erübrigen, wie er, kann ich freilich nichts; aber wozu auch? Davonbringen wird Ludwig am Ende doch nicht Mehr, als Stephan?

Daß Stephan durch diese ächtphilosophische Antwort nach der Zeit königlicher Kammerdiener geworden, und dabei grosse Reichthümer erworben, die er auch nicht davongebracht, lassen wir bei Seite gestellt; genug, als er so antwortete, war er noch Küchenjunge, und wuste nicht, daß es der König sei, dem er so antworte.

Wer wünscht nicht, daß die Könige oft solche Herzensergiessungen nach Art des Küchenjungen Stephan hörten? Sie können sie aber in der That hören, so oft sie wollen; sie dürfen sich nur verkleiden, und so mit ihren nidrigeren Dienern und Unterthanen, die sie nicht genau, oder wohl gar nicht einmahl persönlich, kennen, sich in Gespräch einlassen. Was alle ihre Minister ihnen nicht sagen, sagt ihnen da

ieder Thorschreiber in der Landstadt, ieder Bauer im Dorfe, und besonders ieder ihrer bettelnden Invaliden. Ueberall wirds die allgemeine Stimme sein, welche sie hören — „Man gönnt den Grossen gern, was sie haben — am Ende ists doch auch weiter nichts, als was sie mit dem Munde davongetragen haben — wenn sie dis nur immer recht reiflich bedächten, und die Kleinen sich auch alle sorgenfrei satt essen liessen!“ Ein deutscher König neuerer Zeiten hörte, weil er mit Jedem sprach, oft dergleichen Herzensergiessungen, und man sagt es ihm zum Ruhme nach, daß er sie zu seinem Nutzen und Frommen gehört, oder daß er sie doch nie übler aufgenommen habe, als Ludwig die des Küchenjungen Stephan.

Zu wünschen wäre es jedoch auch, daß wir Kleinen ebenso von Stephan lernen möchten, wie die Grossen von ihm lernen könnten. Was kann Erhabeneres gesagt werden, als wenn ein Mann, der von seinen Arbeiten und Geschäften nur so gerade sein Auskommen hat, ganz so aus dem Herzen, wie dieser Küchenjunge, spricht — ich habe so Viel, wie ein König! Macht irgend eine Denkart glücklich, und von der Welt unabhängig, so ist es diese. Nicht fragen, wie viel brauche ich? und dar:

nach seine Forderungen bestimmen; sondern fragen, wie viel habe ich? und darnach bestimmen, was man brauche — dis ist die wahre Philosophie, die Philosophie des Lebens.

Stephan wendete die Braten am Spiesse, und Ludwig as sie. Das schadet nichts, dachte der philosophische Küchenjunge; hat sie der König gegessen, so hat er — gegessen, und ist weiter nichts, als satt; satt wirst du auch täglich, und so hat er nicht Mehr, wie du. So mochte er auch wohl, wenn er von den Lustbarkeiten am Hofe hörte, denken, es schadet nichts, daß du nicht dabei bist; am Ende schläft der König doch darüber ein; du schläfst dann auch, und so hast du so Viel, wie er. Ging seine Küchenjungenphilosophie noch weiter, so dachte er wohl gar — und dir bekommt dein einfaches Essen noch besser, als dem König seine gekünstelten zwanzig Schüsseln — und du schläfst, wenn du dich müde gearbeitet hast, noch süsser, als der König, der es vor Langeweile nur zum Gähnen bringt.

Sind wir nicht Thoren, wenn wir Andere deshalb beneiden, daß sie Mehr hätten, als wir? Brauche nicht Mehr, als du hast, ruft uns die Weisheit zu, so hast du so Viel, wie sie. Lasst uns doch mit dem Küchenjungen spre-

chen — ich habe meinen Aufwand, und Mehr hat kein Mensch; Viel und Wenig, wenn es aufgewendet ist, ist Gleichviel; davongetragen wird von uns Allen nichts. Wer so denkt, der gewinnt noch obendrein in der Hauptsache — er geniesst das, was er hat, wahrhaftig; und so ists immer noch die Frage, wer von Beiden im Grunde glücklicher war — Ludwig, oder sein Küchenjunge . . .?

22.

Die alten Perser schätzten diejenigen sehr hoch, welche viel Wein vertragen konnten. Kein Wunder also, daß sich auch ihre Könige darauf legten, und solches sogar unter ihre königlichen Eigenschaften rechneten. Darius, des Hystaspes Sohn, verleibte es seiner eigenen Grabschrift ein, daß er ein grosser Trinker gewesen; und Cyrus, der Sohn des Darius Nothus, bewies daraus, daß er mehr Wein zu sich nehmen könne, als sein Bruder Artaxerxes, daß er des Thrones würdiger sei, als dieser.

Das Urtheil hingegen, welches Demosthenes über dergleichen Könige fällte, fiel ganz an-

ders aus. Man rechnete es auch einst in seiner Gegenwart dem Philippus, König von Macedonien, zum grossen Vorzuge an, daß er Viel trinken könne; er aber erwiederte — Bei einem Schwamme mag dis wohl von Vollkommenheit zeigen, aber bei keinem König.

Es ist zu glauben, daß die Perser aus der Fähigkeit, viel trinken zu können, auf eine starke Leibesbeschaffenheit geschlossen, welche sie als eine kriegerische Nation sehr schätzten, und daher auch gern an ihren Königen fanden. Kann man denn aber eine starke Leibesbeschaffenheit nicht auf tausendfache edlere Art zeigen, als dadurch, daß man ein übermässiger Geniesser sein könne, ohne sinnlos, oder doch unthätig zu werden? So zeigte es ia ebensowohl von einer starken Leibesbeschaffenheit, ein starker Esser zu sein, als ein starker Trinker; begegnet man denn etwa ienem auch mit besonderer Hochachtung? In der That, wenn Cyrus sagen durfte, daß er des Thrones würdiger sei, als sein Bruder, weil er Mehr trinken könne, als dieser: so hätte auch Reinhold von Beaune, Erzbischof von Sens, sagen können, daß er Pabst zu werden verdiene, weil er täglich sechs starke Mahlzeiten hielt, und — was noch Mehr ist, dabei

sich nie belästigt fühlte, sondern zum Studiren gleichgeschickt blieb.

Jedoch, die Sache ist zum Scherz zu wichtig, und es steht ebenso elend um das gerühmte persische Verdienst, viel Wein vertragen zu können, als um das Verdienst, viel Fleisch vertragen zu können; ja, wohl gar noch elender. Uebermässigviel essen macht in der Regel doch nur träge und faul; übermässigviel trinken aber heftig und kühn. Bei wem läuft also die Geselschaft mehr Gefar — beim unersättlichen Esser, oder beim unersättlichen Trinker? Jener thut gar nichts, also auch kein Böses; dieser aber thut leichter Böses, als Gutes. Es ist nicht genug, daß man Viel vertragen könne — dis heisst doch wohl nur, daß man davon nicht nidersinke, wie Andere? Hitziges Getränk bleibt immer hitziges Getränk, es trinke es, wer da wolle. Uebt es auf Leute von starker Leibesbeschaffenheit seine Wirksamkeit auch nicht im höchsten Grade aus, oder bringt es sie auch nicht aus dem körperlichen Gleichgewichte, so daß sie nicht fest stehen können: so wirkt es doch in einem solchen Grade auf sie, daß sie das Gleichgewicht des Geistes verliehren, ohne welches sie nicht richtig urtheilen können, daß sie leicht aufbrausen, wild zufaren u.

s. w. Je mehr Gewalt und Macht sie alsdann haben, desto gefärlicher sind sie.

Wer erschrickt nun nicht, wenn er von einem Regenten hört, daß selbiger ein starker Trinker sei, der Viel vertragen könne? Müste sein Volk nicht wünschen, daß er, wenn er einmahl Trinker wäre, lieber gleich immer so berauscht werden möchte, daß er weder Hand, noch Zunge, regen könnte? So vermöchte er doch wenigstens nicht, in der Weinhitze grausame Befehle zu geben, oder sie gar gleich zu unterschreiben. Gott verleihe einem solchen Fürsten wenigstens nüchterne Räthe, die nicht gleich thun, was er will, sondern ihn hinhalten, bis seine Weinhitze wieder abgebrauset ist, und ihm dann wackere Vorstellungen dagegen machen, wenn er ia noch auf seinen Willen bestehen sollte. Sind seine Räthe aber Trinker, wie er, oder suchen sie gar seine Weinhitzlaunen menschen- volks- und landfeindlich zu benutzen — dann wandere aus den Grenzen des Fürsten Trinkers bei guter Zeit Jeder aus, dem Gut und Blut, Leib und Leben lieb ist! Ein Fürst soll überhaupt kein Trinker sein; er soll es nicht werden, und, wenn er auch noch so Viel vertragen, sogar in dem Verstande vertragen könnte, daß es ihn nicht aus

seinem geistigen Gleichgewichte brächte. Er ist kein Schwamm, sagt Demosthenes und hat Recht. Es ist unter seiner Würde, und er setzt sich auf ieden Fall der Demüthigung aus, daß, wenn er einen noch so weisen Befehl gibt, der aber dem Volke nicht ansteht, das Volk laut frage, ob er ihn Vor- oder Nachmittags gegeben habe.

Cyrus sprach zwar — ich bin auch ein besserer Philosoph, als mein Bruder — ia, er rühmte sich zuvor als besseren Philosophen, und dann erst als besseren Trinker; wer glaubts ihm aber wohl? Ein wahrer Philosoph von Profession und ein wahrer Trinker von Profession sind ein Paar unvereinbare Gestalten, in welchen unmöglich ein und derselbe Mann erscheinen kann. Wäre Cyrus der Philosoph gewesen, für den er sich ausgab, so würde er die Rache gegen seinen Bruder nicht so weit getrieben haben, daß er gegen ihn zu Felde zöge; noch weniger würde er ihn in der Schlacht bei Babilon mit eigner Hand durch einen Lanzenstos verwundet haben. Und — wäre er der Trinker nicht gewesen, der er wirklich war, so würde er in derselben Schlacht so tollkühn nicht gefochten, und in dieser Tollkühnheit nicht sein Grab gefunden haben.

23.

Menschen, welche dem Aberglauben einmahl ganz und gar ergeben sind, sind schwer davon zu heilen. Sogar alsdann, wenn sie sich auf das höchste durch ihn getäuscht sehen, vertheidigen sie ihn noch durch die von ihm erhaltene Täuschung selbst. Sie thun dis, und wenn sie dabei ihre eigene höchste Ehre, die Ehre ihres Herzens, aufs Spiel setzen sollten.

Niemand hat sich vieleicht in dieser Hinsicht verächtlicher gemacht, als Deiotarus von Galatien. Dieser Fürst war der Vogeldeuterei auf das lächerlichste ergeben. Bei seinen wichtigsten Unternehmungen bestimmte er sich weder nach Gründen der Wahrscheinlichkeit, noch weniger nach den Aussprüchen des Sittengesetzes, sondern nach dem Fluge der Vögel. Und, wenn er die weitesten Reisen machte, so bedurfte es nur eines Adlers, der, statt vor ihn hin zu fliegen, über ihn weg zurückflöge, um ihn auch zur Rückreise zu bewegen, und wenn er schon über die Hälfte gereiset war. Wer spöttet in unsern Tagen dieses vornehmen Thoren nicht?

Inzwischen kann es nicht anders sein, als daß von hundert dergleichen Gaukeleien zuwei-

len Eine wirklich zutreffe; so, wie ebenfals unter hundert Träumen zuweilen Einer wahr wird. Deiotarus lies sich auch einsmahls auf dieselbe Weise von Fortsetzung einer Reise abhalten, und da geschah es, daß das Zimmer, in welchem er, wenn er weiter gereiset wäre, übernachten wollte, in derselben Nacht einfiel. Er erfur dis, und von da an stand er vollends auf seinem ganz und gar sinnlosen Aberglauben unbeweglich fest.

Dennoch kam er auch gleichfals mit seiner Vogeldeuterei einmahl sehr übel weg. Er schlug sich auf die Seite des Pompeius, und führte diesem sein Heer wider den Cäsar zu. Man hatte einen weiten Marsch zu machen; alle Adler flogen während desselben auf das günstigste, und so hatte Deiotarus in Gedanken den Cäsar schon geschlagen. Das Blat wendete sich aber, als es zur Schlacht kam, und — Cäsar siegte.

Würde nicht ieder Vernünftige glauben, daß diese harte Kur den Deiotarus von seinem Aberglauben geheilt haben werde? Nichts weniger aber, als dieses! Die Niderlage seines Heeres, zu welcher ihn die Adler gebracht, erklärte er vielmehr für die unzubezweifelndste Bestärkung der Vogeldeuterei; denn, sagte er, die Adler haben mich doch richtig geführt, weil

sie mich zur Vertheidigung der gerechten Sache geführt, und, wenn ich auch darüber Galatien verlöhre, so habe ich doch meine Pflicht erfüllt, und das Bewustsein hiervon ist mir lieber, als meine Krone.

Wie wird uns, wenn wir so einen Heuchler erblicken, der sogar die Larve der höchsten Sittlichkeit anlegt, um sich mit seinem Aberglauben nur nicht ins Blosse zu stellen? Wie? Deiotarus, der fremde Staaten unrechtmässigerweise an sich gerissen hatte, sollte Lust gehabt haben, für die gerechte Sache des römischen Volks seine eigenen Staaten aufzuopfern? Würde er nicht, wenn die Adler während des Marsches seiner Meinung nach bösevorbedeutend geflogen wären, die gerechte Sache gerechte Sache haben sein lassen, und mit seinem Heere zurückmarschirt sein? Und — wie mag sichs der zum Ruhme anrechnen, seinen Pflichten treu geblieben zu sein, den Vögel blos pflichttreu erhielten? Wehe dem, den die Adler nur wacker bleiben lassen können! Sollen nicht am Ende gar auch Elstern und Staare die Schutzengel unserer Tugend sein? „Du wirst den Cäsar schlagen helfen" — hörte Deiotarus die Adler vor der Schlacht zu sich sagen; dis war es, was ihn verführte. Nach der Schlacht

gab er vor, daß sie gesagt hätten — „Cåsar schlägt dich, setze aber doch deinen Marsch fort, sonst bleibst du kein ehrlicher Mann.“

So ists also wahr, daß, wie man oft Handlungen, die gegen das unterste sittliche Gefühl sind, durch Aberglauben, den man für Religion ausgibt, vertheidigt, man auch den unsinnigsten Aberglauben durch das erhabenste sittliche Gefühl zu vertheidigen wisse.

24.

Margarethe von Valois, Königin von Navarra, hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Sterbelieder, und konnte es nicht leiden, daß mit ihr auch nur vom Tode gesprochen würde. Man könnte sagen, daß sie dis gleichsam von der Königin ihrer Mutter geerbt. Diese ging so weit, daß sie auch sogar auf die Prediger ihre Ungnade warf, welche in ihrer Gegenwart auf der Kanzel über das letzte Schicksal der Menschen redeten. Die Art, wie sie sich deshalb rechtfertigte, war wenigstens fein genug. „Geht man darum in die Kirche, pflegte sie zu sagen, daß man da erst noch, wie es

was Neues, hören soll, was Jeder schon weis?" — und so erklärte sie es geradezu für einen Beweis, daß ein Prediger entweder nichts gelernt, oder doch nicht gehörig auf seinen Vortrag studirt hätte, wenn er am Ende noch auf den Tod käme, weil er sonst das Zeitmaas nicht voll machen könnte. Ludwig der Eilfte war von gleicher Denkart, und verbot auch auf den Fall, wenn man ihn in der lezten Lebensgefar sähe, das Wort Tod vor ihm auszusprechen, weil es für die Ohren eines Königs zu hart klänge.

Es würde sehr leicht sein, noch weit mehr Beispiele von Grossen anzuführen, welche eben so gedacht; doch haben Wenige über die Ursache davon sich so ehrlich erklärt, wie dieser Ludwig. — — Man trift es schon bei den Reichen häufig, daß sie eine bittere Feindschaft gegen den Tod hegen; wie könnten wir uns darüber verwundern, wenn wir dergleichen bei reichen Mächtigen noch häufiger anträfen? Mit Ueberflus, Freude, Glanz und Hoheit überall umgeben — von Jugend auf hieran gewöhnt — finden sie den Abstich, welchen das Sterbebette dagegen macht, äuserstwidrig; Sie, die so ausserordentliche Vorzüge von ieher vor Millionen hatten, sollen sich zulezt vom

Schicksale dem Bettler gleich geachtet sehen? sie, die immer geboten, sollen am Ende der Stimme der Natur sklavisch gehorchen? — Was ist leichter zu erklären, als daß sie auch den Gedanken hieran so viel, als möglich, von sich entfernt zu halten suchen werden? Was ist aber auch dann ebenfals natürlicher, als daß sie dieienigen, welche ihnen diesen Gedanken vorhalten, unholdselig aufnehmen, und sie wohl gar für Leute erklären werden, die die Ehrfurcht gegen sie verletzen? Sagen ihnen denn diese nicht damit gleichsam — wir sehen euch schon im Geiste alles eures Glanzes beraubt — im völligen Zustande eines Bettlers, als unzuerlösende Sklaven der Natur erblicken wir im Geiste euch schon —?

Ob aber auch Seelengrösse damit bestehe, wenn man bei äuserlicher Grösse sich unwillig über den Tod bezeigt — dis ist eine andere Frage. Wie klein ist es schon, etwas unerträglich zu finden, das doch einmahl unvermeidlich ist! Wie noch kleiner, über den Schimmer irdischer Vorzüge, der in ieder Nacht verlischt, den Glanz seiner höheren Bestimmung aus den Augen zu verliehren, der auch die Nacht des Grabes noch erhellt! In der That, man mus, wenn man so denkt, nicht nur nie in

das Allerheiligste der Religion eingegangen sein, wo an ein künftiges Leben zu glauben, und diesem Glauben die ganze irdische Welt hintenanzusetzen, gelehret wird; auch in den äusersten Vorhof der Philosophie mus man nicht einmahl früh genug geführt worden sein, wo auch nur Ergebung ins Unvermeidliche uns zur Regel gemacht wird.

Ist denn etwa ein Unterschied unter dem Lehm, aus dem die Menschen gebildet sind, so, daß der, aus welchem die Grossen gebildet wurden, von himlischer Art sei? Wenn aber dieser Glaube, der einst in Spanien aufkam, sich nicht hat erhalten können: ists dann nicht genug, daß die Grossen so lange, bis sie das Endschicksal des allgemeinen irdischen Lebens trift, so unendlichviel vor Millionen voraus haben, die doch mit ihnen von gleichem Lehm sind? Und — wie können sie sich durch edlen Gebrauch dieser Vorzüge eine weit rühmlichere Unsterblichkeit erwerben, als die wäre, welche ihnen blos himlischer Lehm gewähren würde! Durch weise Menschenliebe nach Jahrhunderten noch unvergessen sein, ist doch wohl Mehr werth, als nur ewig auf der Erde umherwandeln, und von iedem kommenden Geschlechte gefragt werden — seid ihr denn noch

da? Ja, wie können die Grossen sogar durch wackern Gebrauch ihrer Grösse noch ihren künftigen Zustand verherrlichen! Jenseits aller bürgerlichen Verfassungen, da, wo kein Geburtsrecht weiter gilt, als das allgemeine Recht der Menschengeburt, würden sie dann noch geehrt werden; und — welche Ehre ist ebenfals Mehr werth, die, welche sie blos den Gesetzen nach iezt erhalten, oder die, die man ihnen einst freiwillig zollen würde? Wie ist es aber zu glauben, daß ein solcher edler Gebrauch ihrer Vorzüge damit bestehen könne, wenn sie vom Tode gar nichts wissen oder hören wollen? Wäre es ihnen Ernst um ienen, so würden sie den Gedanken an diesen, wenn er sich ihnen näherte, vielmehr festhalten, um sich durch ihn in hoher Anwendung ihres Lebens und ihrer Kräfte zu stärken; sie würden es ebendaher gern sehen, wenn ihnen selbiger von Andern vorgehalten würde, da er sich ihnen in ihrer glänzenden Lage ohnehin weit seltener zu nähern pflegt, als uns.

In der That, so liegt dem Menschengeschlechte Alles daran, daß seine Grossen ihrer Sterblichkeit eingedenk sein mögen. Wiegen sie sich also selbst in Vergessenheit derselben ein, so erinnere man sie fleissig daran, und lasse sich auch durch wirkliche Verbote davon nicht ab-

halten. Auch Ludwig muste endlich vom Tode hören; nur, daß sein Gewissensrath, der es in Begleitung des Leibarztes unternahm, mit ihm davon zu reden, ohne alle Ehrerbietung gegen ihn dabei zu Werke ging. Wie weit rechtschaffener auf allen Seiten hätte dieser Theologe gehandelt, wenn er von Zeit zu Zeit seinen König an den Tod mit Anstand und Würde erinnert hätte, als daß er es bis zulezt, da es nichts mehr nüzen konnte, verschob, und dann als Unterthan allen Respekt gegen Ihn dabei aus den Augen sezte! Lustig genug klingt iedoch die Antwort, welche ihm der sterbende Ludwig noch gab — ich bin gar nicht so krank, wie ihr denkt.

25.

Dieienigen, welche zu den Zeiten des Laktanz an Gegenfüsler glaubten, kamen noch damit weg, daß sie dieser Gelehrte, der doch ein grosser Verehrer des Cicero war, und also schon durch seinen Lieblingsschriftsteller eines Besseren hätte belehrt sein sollen, blos lächerlich zu machen suchte; dabei er iedoch das Unglück hatte,

sich selbst lächerlich zu machen. Vier Jahrhunderte nachher aber ward es dem salzburgischen Bischofe, Virgil, nicht so gut geboten; dieser muste vielmehr die härtesten Verfolgungen deshalb ausstehen. Sein Erzbischof nicht nur, sondern auch der Pabst selbst, machte sich gegen ihn, als gegen einen der gefärlichsten Ketzer, auf, und dem ehrlichen Virgil ward das Urtheil gefällt, seines Priesterthums entsetzt zu werden.

Den Eifer des Laktanz gegen die Gläubigen an Gegenfüsler zu hören, ist blos lustig. „Sprechen, ruft er aus, solche Leute wohl im Grunde etwas? verstehen sie sich selbst? Wer kann so weit in der Narrheit gehen, daß er glaube, es gebe Menschen, die die Füsse über den Köpfen tragen, Bäume, die nach untenhin wachsen, Hagel, der nach obenhin fällt, u. s. w.? Wie? ihr zähltet sonst die hangenden Gärten unter die sieben Wunderwerke der Welt? Höret auf, dis zu thun; unsere Philosophen kommen noch weit darüber — nun gibts auch hangende Felder, hangende Berge, hangende Meere — ha, ha, ha!“

Die Ankläger des Virgil aber zu hören, ist in der That traurig. „Er behauptet', riefen diese, noch eine andere Welt, eine andere Sonne, einen andern Mond, andere Menschen;

welch eine Verfälschung der christlichen Lehre! Also kämen nicht alle Menschen von Adam her? also wäre Christus nicht für alle Menschen gestorben? Vom Amte mit dem heillosen Irrlehrer! nach Rom mit ihm in die Kirchenbusse!"

Wen soll man einer gröberen Unwissenheit beschuldigen, den Laktanz, oder die Feinde des salzburgschen Bischofs? Laktanz verstand doch wenigstens noch, was die Lehrer der Gegenfüsler sagen wollten, und urtheilte nur darüber, wie heut zu Tage etwa ein einfältiger Bauer darüber urtheilen würde; der Erzbischof Bonifacius aber und der Pabst Zacharias verstanden den Virgil nicht einmahl, sondern liessen ihn etwas sagen, das er gar nicht sagen wollte, und zeigten sich als die gröbsten Ignoranten in Ansehung der Gestalt der Erde. Lehrt denn Der damit noch eine andere Welt, eine andere Sonne, andere Menschen, der von Gegenfüslern spricht? Wenn er ienes lehren wollte, könnte er ia vielmehr gar nicht von Gegenfüslern sprechen. Doch — vieleicht wollte man den Virgil misverstehen, um nur gehässige Folgerungen aus seiner Meinung ableiten zu können; und — wäre dis, so hätte er nicht glauben mögen, daß es ihm allein so gegangen.

Nicht leicht kam ein denkender Kopf, der in der Naturkunde aufräumte — ia, nicht leicht irgend ein Philosoph, der eine neue Meinung, wenn sie auch von der Religion noch so weit entfernt war, hinstellte, ohne Verkezerung weg. Sobald man sich, ihn zu widerlegen, nicht stark genug fühlte, grif man vielmehr zu dem unseligen Mittel, Folgerungen aus seiner Meinung zu ziehen, welche gegen die Reinigkeit der christlichen Lehre wären. Weiter brauchte es dann auch nie etwas, um ihn wenigstens bei seinem Leben dem Pöbel in allen Ständen verhasst zu machen. So wurden Männer, denen die Welt das schönste Licht in Wissenschaften aller Art zu danken hatte, für ihre Personen immer Märtirer des Lichts, nur bald mehr, bald weniger. Ganz ungedrückt und unverfolgt von unwissenden und blinden Eiferern blieb nie Einer von ihnen; nur nach ihrem Tode erst, und oft lange nach ihrem Tode erst, wenn ihre Meinungen sich durch nachfolgende Weisen befestigt hatten, und wenn man sich dankbar zu freuen anfing, bei dem Lichte, das sie angezündet, heller sehen zu können — nur dann erst lies man ihnen Gerechtigkeit widerfaren, und verachtete ihre ehemahligen Verfolger noch mehr, als diese sie verächtlich zu machen gesucht hatten.

Mit Recht kann man daher sagen — wehe der Welt der boshaften Folgerungssucht wegen! Machet euch gefasst auf ihre heimtückischen Anfälle, ihr Aufklärer der Wissenschaften, und setzet euch bei Zeiten so, wie Virgil, daß ihr nicht ganz ohne Schutz gegen sie seid. Virgil hatte den Herzog Utilo von Baiern zum Freunde, und fand sich unter so mächtigen Flügeln gedeckt; wenigstens sagt die wahre Geschichte nicht, daß seine Absetzung vom Priesterthume wirklich geschehen sei. Eine Weisheit, auf die sich auch Luther verstand; und ein Wink zu ihr, den ieder Zeuge der Wahrheit beherzigen soll! Gegen die unversöhnlichen Ketzerrichter kommt auch der Mann, der sonnenklare Wahrheit lehrt, ohne Schutz eines Fürsten nicht fort.

26.

Quintilian erzählt etwas von Alexander dem Grossen, welches, wenn es auch nicht wahr wäre, doch verdiente, wahr zu sein. —

Es lies sich diesem ausserordentlichen Manne ein Mensch vorstellen, der sich in seiner Art für

ebenso ausserordentlich hielt, oder der wenigstens etwas konnte, das Alexander nicht konnte. Ein Erbsenblaser war es — wie? ein Erbsenblaser? — ia, die Nahrung ist wunderlich. Dieser Mensch befestigte eine Nadel so, daß ihre Spitze in die Höhe gerichtet stand; dann ging er ziemlich weit davon, nahm eine Erbse in den Mund, und warf sie durch seinen Athem so geschickt nach der Nadel, daß sie auf der Spitze hangen blieb. — Was die Menschen nicht Alles können!

Alexander lies in seiner Gegenwart den Künstler sein erhabenes Talent zu mehreren mahlen üben; dem Künstler schlug auch nicht ein einziger Versuch fehl, und der König, von seiner Geschicklichkeit nun vollkommen überzeugt, belohnte ihn königlich. Er schenkte ihm einen ganzen Scheffel Erbsen, damit es ihm nicht an Erbsen fehlen möchte, wenn er sich ferner in seiner Kunst üben und zeigen wollte.

Wie schön wäre es, wenn unsere Grossen bei dergleichen Gelegenheiten immer so in Plato's Geiste handelten! Plato sah auch den weltberühmten Kutscher Anniceris seine Künste machen, und blieb der Einzige, der ihn nicht bewunderte. Zur Ursache davon gab er an, daß

ein Mensch, der sich so ganz und gar auf etwas durchaus Unnützes lege, zu nützlichen Dingen völlig ungeschickt sei, weil er nicht einmahl Zeit habe, an diese zu denken, geschweige dann sich zu ihrer Betreibung gehörig zu bereiten. Wenn aber auch dis nicht der Fall wäre, so ist es doch an sich schon lächerlich, wenn Jemand seinen Werth darin setzt, daß er in irgend etwas vollkommen werde, das gar keinen Werth hat. Je mehr Fleis er dann darauf verwendet, desto verächtlicher macht ihn sein Fleis, statt daß sonst Fleis das gewisseste Mittel ist, sich schätzbar und verehrungswürdig zu machen.

Man weis iedoch, wie der grosse Haufe dergleichen Gaukler aller Art mehr anstaune, als die gemeinnützigsten Männer, welche er oft kaum seiner Aufmerksamkeit würdigt. Er lauft ihnen wohl nach, so weit er kann, und scheuet keinen Aufwand, um ihre Künste zu sehen. Um so viel mehr also sollten unsere Grossen sichs angelegen sein lassen, solchen Afterkünstlern, die im Grunde blos geschäftige Müssiggänger sind, und noch unter den Bettelmönchen ihren Rang haben, öffentlich mit Verachtung, oder doch mit an Verachtung grenzender Gleichgültigkeit zu begegnen. Nicht nur, daß ihr Beispiel überhaupt den grössesten Einflus auf die Stimmung

des Volks hat, sondern, sobald ihre Unfreigebigkeit gegen Virtuosen in unnützen Künsten bekannt wird, halten sich diese auch freiwillig von ihren Grenzen zurück. Ja, sie können noch Mehr thun, sobald sie nur wollen; sie können solche Landstreicher geradezu an den Grenzen abweisen lassen. So hat das Volk nicht einmahl Gelegenheit, sich in seinem Hange zu Schwindeleien zu stärken; als wogegen ieder Staat, der ein wohleingerichteter heissen will, aus allen Kräften arbeiten mus. Nur da ist öffentliches Wohl zu Hause, wo das, was der Bürger kann, nur darnach geschätzt wird, was er dadurch nützt, und wo man den, der grossen Nutzen stiftet, um so mehr schätzt, ie mehr Kunstfleis er dazu anwenden mus. Solchen Kunstfleis belohnen — das heisst, auf eine ebenso edle Art freigebig sein, als er selbst edel ist.

Wenn nun aber der Afterkunstfleis belohnt, oder gar besoldet wird, woher soll das Geld kommen, den wahren Kunstfleis zu belohnen? Dis ist auf jeden Fall noch das Traurigste dabei, wenn die Fürsten nicht, wie Alexander über den Erbsenblaser, denken. Während daß dann Gaukler es wohl haben, wie weiland die Hofnarren, darbt der nützlichste Erfinder, oder der

rastlose Vervollkomner einer vor ihm schon gemachten höchstgemeinnützigen Erfindung, und die wohlgenährten Gaukler sehen ihn noch obendrauf mit stolzem Mitleid an, als wenn sie sagen wollten — warum hast du nichts Besseres gelernt? Wie so manchem Grossen, der sich über seine Armut beklagt, wenn er das wahre Verdienst unbelohnt lässet, könnte man erwiedern — schaffe deine Erbsenblaser ab, so hast du Geld genug dazu—!

27.

Wenn Alexander nie darüber getadelt worden ist, daß er sich gegen den Erbsenblaser nicht anders benommen: so hat sein Benehmen gegen den Diogenes desto mehr Tadler gefunden.

Der Krieg gegen die Perser sollte eben angehen; Alexander ward zum Feldherrn von ganz Griechenland ernannt, und befand sich deshalb zu Korinth. Da strömten gleichsam die griechischen Gelehrten und Weltweisen zusammen, um den allgemeinbewunderten Macedonier zu sehen, und von ihm gesehen zu werden. Diogenes blieb der Einzige, der sich weder zu ihm

drängte, noch sich auch seintwegen nur von der Stelle bewegte. Alexander vermisste ihn, und konnte seine Verwunderung darüber nicht bergen. -- Was geschah? da Diogenes nicht zum Alexander kam, machte sich Alexander auf den Weg zum Diogenes.

Der Philosoph sah den König kommen, und blieb in seiner Ruhe. Der König bot ihm Reichthum, Macht, Ansehen und Alles, worauf er selbst so stolz war; der zerlumpte Philosoph aber nahm nichts davon an, sondern begehrte blos von ihm, daß er sich anders stellen möchte, damit er ihm die Sonnenstrahlen nicht entzöge. „Tritt aus der Sonne" — war der ganze Bescheid, den er ihm ohne alle weitere Umstände gab.

Alexander, der in Aristoteles Schule die wahre Hoheit des Geistes schätzen gelernt hatte, empfand hierbei Alles, was Diogenes ihn empfinden lassen wollte. Er, der Unüberwindliche, sah sich von einem Philosophen überwunden; statt ihn aber seinen Zorn darüber fühlen zu lassen, wendete er sich nach den ihn begleitenden Hofleuten um — „Achtung für diesen Mann! wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein."

Wie? hat man hier gesagt, Diogenes sein wollte der königliche Schüler des Aristoteles — Diogenes, den man den närrischen Sokrates genannt hat — Diogenes, der weder Zucht, noch Ehrbarkeit, liebte, sich selbst einen Hund hies, und wie ein Thier in Menschengestalt lebte? — Auf dis Alles nahm ia aber Alexander iezt gar keine Rücksicht, sondern hatte es blos mit der ganz unerwarteten Antwort zu thun, welche er eben auf seine glänzenden Anerbietungen von dem Philosophen erhalten hatte. „Las mir die Güter der Natur, hatte gleichsam Diogenes gesagt, die Glücksgüter behalte für dich — diese sind weit unter mir.“ Kann es eine höhere Seelengrösse geben, als die, welche eine solche Sprache ausdrückt? Diese also war es, die höchste und unerschütterlichste Verachtung aller weltlichen Hoheit, Macht und Herrlichkeit war es, welche den Diogenes in Alexanders Augen zu dem bewunderns- und beneidensürdigsten Sterblichen machte. Und — so wollte dann auch Alexander mit seinem Wunsche, daß er, wenn er nicht Alexander wäre, Diogenes sein möchte, nichts Anderes sagen, als daß er, wenn er nicht alle irdische Güter in einem so hohen Masse besässe, sich selig preisen würde, wenn er sie

in so hohem Grade so verachten könnte, wie Diogenes.

So den Vorgang hingestellt, beruhete das Benehmen des Alexanders gegen den Diogenes auf denselben Grundsätzen, aus welchen sein entgegengesetztes Benehmen gegen den Erbsenbläser entstand. Im letzteren Falle versagte er einer offenbaren Thorheit, so künstlich sie auch wäre, auch die allergeringste Art von Werthschätzung; im ersteren schätzte er die höchste Weisheit des Lebens, die von der ganzen Welt unabhängig macht, über Alles hoch. Beides ist also eine und dieselbe wahre und richtige Würdigung der Menschen, von welcher zu wünschen wäre, daß alle Grossen sich so auf sie verständen, wie Alexander.

Man würde hier die Frage aufwerfen können, warum die wahre Würdigung Anderer, auf die er sich so gut verstand, nicht auch bessere Einflüsse auf ihn selbst, und auf seinen eigenen Karakter, gehabt; allein er hat ebenfals schon darauf geantwortet, wenn er gesagt, daß er auf den Fall nur Diogenes sein möchte, wenn er nicht Alexander wäre. Da er nun einmahl Alexander war, so war er auch Alexander so viel, als möglich. Mithin ging es sehr natürlich zu, daß bei allem dem feinen Gefühle,

das er für wahre und innere Grösse hatte, seine Sucht sich äuserlich zu vergrössern, bis zur Wut stieg. Es ist nun erklärbar, wie er weinen können, als Anaxarchus von unzählichen Welten gesprochen, weil er sie alle erobern zu können verzweifelt; erklärbar, wie er es für ein Verbrechen der beleidigten Maiestät gehalten, wenn Jemand nicht an den glücklichen Ausgang aller seiner Entwürfe geglaubt; erklärbar, wie er zu Tyrus, das sich zu lange gegen ihn wehrte, blos darum, weil hierdurch die Meinung, daß ihn in seinen Siegen nichts aufhalten könne, widerlegt ward, so fürchterliche Unmenschlichkeiten ausübte; erklärbar, wie er von den Indianern für einen Gott gehalten zu sein wünschen, und sich doch auch zu Tode — trinken können, u. s. w. Alles freilich ungeheure Flecke, die alle seine Lobredner nie von seinem Bilde wegwischen werden, und von denen ebenfals zu wünschen wäre, daß dergleichen nur dem Alexander allein eigen gewesen sein möchten!

28.

Mahomet Saladin, ein mogolischer Kaiser, hat sich auf eine sanftere Weise unsterblich ge-

macht, als tausend andere Grossen, deren Nahmen auch der spätesten Nachwelt noch unvergeslich sein werden. Er lebte ganz für seine Unterthanen, und war ihnen das, was ein wackerer Vater seinen Kindern ist.

Daher kam es dann auch, daß Jeder, auch der Geringste im Volke, ihn in Person antreten, und seine Bitten und Klagen vor ihm selbst niderlegen durfte. Er hatte dazu nicht etwa gewisse Tage ausgesetzt, sondern zweimahl an iedem Tage war der Zugang zu ihm offen. Ja, man erzählt von ihm, daß er sich eines ganz besondern Mittels bedient, um auch dem Furchtsamsten, der das Herz nicht hätte, von dieser allgemeinen Erlaubnis Gebrauch zu machen, Muth einzuflössen, sich ihm zu näheren. Er soll nehmlich auch ausser den gewöhnlichen Zutrittszeiten eine Glocke in seinem Zimmer gehabt haben, an welcher eine Schnur befestigt war, die nach der Strasse hinaus ging. Wenn alsdann die Glocke einen Klang von sich gegeben, hat er dieienigen, welche an der Schnur gezogen, zu sich herein holen lassen, oder hat sich auch wohl gar selbst zu ihnen hinaus verfügt. So war es kaum möglich, daß irgend Jemand, dem Unrecht geschah, nicht wieder zu seinem Rechte gelangen, oder daß ein Leiden=

der ohne Unterstützung bleiben sollte; wenigstens war es, wenn das Eine, oder das Andere, geschah, nun nicht seine Schuld.

Welch ein Mann auf dem Throne! Schade, wird vieleicht Mancher denken, daß Saladin kein Christ war. Man sagt auch in der That, er habe es werden wollen, und seine Priester hätten ihn nur durch ganz besondere Gründe davon abgehalten; brauchte er es aber wohl erst noch zu werden, oder war er es nicht schon, ohne den Nahmen eines Christen zu führen? Es kann doch wohl keine christlichere Kaiserdenkart geben, als die, wenn ein Kaiser den Hauptgrundsatz des Christenthums — Gott will, daß allen Menschen geholfen werde — nicht blos zuweilen im Munde führt, sondern auch unaufhörlich in Ausübung bringt.

Dis ist, worin die Grossen, wenn man sie Götter dieser Erde nennt, ihre Vergleichungswürdigkeit mit Gott vorzüglich suchen sollten, daß so, wie ieder Mensch freien Zutritt zu Gott hat, auch ieder Unterthan freien Zutritt zu ihnen haben müsse. Besonders sollten sich christliche Grosse dadurch auszeichnen, da ihre Religion iene menschliche Gerechtsame, ohne Mittelsperson dem höchsten Wesen sein

Herz zu offenbaren, der Menschheit noch früher wiedergab, als die mahomedanische. Wenn sie auch nicht immer eine Glocke neben sich hätten, wie Saladin; wenn sie nur nicht zugeben, daß der Unterthan, welcher ohne Glocke zu ihnen kommt, von ihnen weggeklingelt werden dürfe? Freilich wird ihnen dis vielen Aufwand von Zeit verursachen; können sie aber ihre Zeit wohl edler anwenden, als für das Heil ihres Volks? Und nie, nie werden sie dieses in einem beträchtlichen Grade befördern, wenn sie nicht den Unterthan selbst hören, oder doch in dem Rufe stehen, daß sie für Jedermann zugänglich sind. Nur dann wagen es die Richter nicht, das Recht für Geld zu verkaufen, und die Diener nicht, Bittschriften unterzuschlagen. Nur daun werden Bürger und Bauern von den Beamten nicht gedrückt; nur dann seufzen Wittwen und Waisen nicht in Verlassenheit.

Wie? sehnen sich die Grossen nicht nach Unsterblichkeit? Auf keinem Wege können sie sie gewisser und leichter erlangen, als auf diesem. Es steht nicht immer in ihrer Gewalt, durch Siege und Eroberungen zu glänzen; wohl aber können sie Alle Väter ihrer Völker werden; und diese Art von Unsterblichkeit ist weit

menschlicher, als iene. Wenn die Nachwelt an die Helden nach Jahrhunderten noch mit Zittern denkt, so denkt sie an gekrönte Volksfreunde nach Jahrtausenden noch mit Entzücken. „Die Feinde flohen allenthalben vor ihm" — was ists weiter, wenn man dis hört, als was man täglich sieht, wenn die Tauben überall vor dem Geier fliehen? Aber — „seine Unterthanen konnten vor ihn, wie sie wollten, und er sprach immer mit ihnen, wie ein Vater mit seinen Kindern" — dis klingt wie der Ton einer Silberglocke, und man braucht weiter nichts zu hören, um so einen Fürsten mit Gott zu vergleichen. So glänzt iezt noch unter den mogolischen Kaisern Saladin mit ächtem Götterglanze, und iedes Volk, das einen neuen Regenten bekommt, betet mit Recht — Gott, gib uns in ihm einen Saladin!

29.

Diagoras, ein Philosoph zu Athen, gehörte zu den Gottesleugnern, welche gar kein Hehl daraus machen, daß sie es sind. Er lehrte frei

und öffentlich, daß es keine Gottheit gebe. Die Athenienser wollten ihn deshalb zur Verantwortung ziehen; er entkam aber durch die Flucht, und ward für vogelfrei erklärt.

Einst befand er sich eben auf dem Meere, als ein heftiger Sturm wütete. Das Schif, auf dem er war, gerieth in die gröſseste Noth, und man erkannte ihn. Sogleich ward ihm von allen Seiten der Vorwurf gemacht, daß er an der Gefar, in der man schwebe, Schuld sei, und daß die Götter nun Rache dafür ausübten, daß man einen Menschen, der sie ungescheut leugne, an Bord genommen.

Diagoras brauchte kein grosser Rechenmeister zu sein, um den Ausgang hiervon zu berechnen, wenn sich der Sturm nicht von ungefär bald legte. Ueber Bord mit ihm, würde es geheissen haben, um die Götter zu versöhnen! Er muste also auf seine Rettung bedacht sein, und rettete sich wirklich durch seine Geistesgegenwart. Es waren noch viel andere Schiffe zugleich auf dem Meere, welche ebenso mit dem Sturme zu kämpfen hatten. „Sehet hier, sehet da, sehet dort, rief er aus, sind iene nicht alle in derselben Noth, wie das unsrige? Ist denn auf iedem derselben Diagoras auch?“

Man hat diese Antwort wohl noch gar für eine Gotteslästerung des Gottesleugners erklären wollen; es ist aber nicht einzusehen, was Diagoras bei den Grundsätzen, die er einmahl hatte, und in der Lage, in der er sich iezt befand, Vernünftigeres hätte antworten können. Auch müssen seine Reisegefährten insgesamt seine Antwort für sehr vernünftig gefunden haben, weil sich ihre Vernunft dabei beruhigte. Dis ist aber noch nicht genug; auch der innigste Gottesverehrer, sobald er ein ebenso aufgeklärter, als inniger Gläubiger ist, müste, wenn er gehört hätte, daß dem Diagoras so ein Vorwurf gemacht würde, für ihn so geantwortet haben.

Kann man sich auch wohl eine kleinlichere Vorstellung von der Gottheit machen, als wenn man glaubt, daß sie einen Menschen darum verfolge, weil er sie leugnet? Kann man etwas Abscheulicheres von ihr denken, als wenn man meint, daß sie seintwegen viele Andere und Unschuldige mit ihm zugleich den grössesten Gefaren aussetze? Wie? ein ganzes Schif soll darum mit dem Untergange bedrohet werden, weil sich unter der Mannschaft desselben ein erklärter Atheist befindet? Müste man, wenn man die Wahl hätte, — ob man an die Gottheit

glauben, aber so etwas zugleich von ihr glauben, oder ob man nicht an sie glauben wollte, nicht lieber das Letztere wählen, und es mit dem Diagoras halten?

Ueberhaupt kann man denienigen vom Aberglauben so wenig, als von Unkunde der Natur, freisprechen, der, in Sturm und Ungewitter, oder überall in Gefaren, welche die Elemente bereiten, einen strafenden Gott zu erblicken meint. Alles, was in der Natur geschieht, geschieht nach unwandelbaren Gesetzen, und es erfolgt ebensowenig ein Sturm darum mehr, wenn eine Million Menschen auf einmahl im höchsten Grade strafbar würde, als ein Sturm weniger seit Anbegin der Erde erfolgt sein würde, wenn es auch nie Menschen auf ihr gegeben hätte. In was für einem Zusammenhange stehen denn auch wohl die Unglücksfälle in der Natur um uns her mit den menschlichen Meinungen und Handlungen? Wenn nun dergleichen gar nicht Statt findet, wie können iene für Strafen gegen diese gehalten werden, da bei einer Strafe der genaueste Zusammenhang angetroffen werden, und selbige schlechterdings eine erweisliche Folge von etwas sein mus, das von Seiten dessen, den sie trift, vorhergegangen ist? Ieder also, der durch solch

zufälliges Unglück für gestraft erklärt wird, fordert mit Recht erst den Beweis davon, — und kann schon in voraus darüber spotten, daß man ihm selbigen ewig schuldig bleiben werde. Zu behaupten etwa, daß die Wirksamkeit der Elemente schon ursprünglich zu Gunsten der Tugend und zum Verderben des Lasters eingerichtet sei, wäre die offenbarste Unwahrheit, die durch den ganzen Lauf des Menschenlebens widerlegt wird; auf dem Planeten, den wir bewohnen, herrscht vielmehr die grösseste Zwietracht zwischen der phisischen und moralischen Welt — weshalb er auch nie dazu taugen wird, daß das Reich Gottes auf ihm zu Stande käme.

Viele hegen nun zwar die Meinung, daß sich im Streite der Elemente ein strafender Gott zeige, selbst nicht, halten aber doch dafür, daß man den grossen Haufen bei ihr, als bei einem heilsamen Aberglauben, wohl lassen könne. Die höchste Lasterhaftigkeit, heissts dann, würde ohnedis um sich greifen, ia, die Gottesleugnung sogar allgemein werden. Kann es aber auch wohl eine schändlichere Tugend geben, als die ist, welche auf Donner beruhet, es sei nun unterirdischer, oder Wolkendonner? Kann es einen schändlicheren Gottesglauben geben, als

den, der mit dem Sturme kommt, und mit dem Sturme sich wieder legt? Wohin denkt man, wenn man auf solche Weise die Menschen zur Religion und zur Rechtschaffenheit anführt?

Den Menschenfreund vollends mus es auf das höchste empören, wenn er von Heilsamkeit ienes Aberglaubens hört. So bedarf es dann nur eines Blitzes, einer Hagelwolke, um auch dem Rechtschaffensten den verdienten Ruf seiner Rechtschaffenheit zu rauben; denn, wen Gott straft, der kann kein Rechtschaffener sein. Da man nun aber kein öffentliches Böses von ihm weis, so wird man ihn in Verdacht grosser geheimer Sünden nehmen, welche der Allwissende auf solche Art ans Licht bringe, und öffentlich vergelte. Kann dem Neide, der Splitterrichterei, der Verleumdungssucht das Thor breiter geöfnet werden, als so? Und — wer verdient mehr den Beistand seiner Mitbürger, als der, welcher durch die Elemente verunglückt? Wer wird aber bei ienen Aberglauben auch verlassener sein, als er? Schwächt nicht der blosse Gedanke, daß ein Mensch sein Unglück als Strafe erhalte, schon das Mitleid gegen ihn? Wird nicht, wenn es vollends heisst, daß Gott ihn dadurch strafe, ein Aberglaube sich zum andern gesellen, und wird man sich

nicht für gleichstrafbar halten, wenn man dem Gestraften beistände? Wird dem Geitze, wie der Rache, dieser Vorwand nicht über Alles willkommen sein? — —

O wie viel besser wäre es doch in aller Hinsicht, die Menschen so zu stimmen, daß sie sich vor den Verfolgungen ihres Gewissens, aber nicht vor den Verfolgungen der Gottheit, fürchteten! Dis würde nicht nur eine edlere Tugend bewirken, sondern auch am Ende die Gottesleugner bekehren. Ein Beweis für das Letztere würde Diagoras selbst sein, wenn es wahr ist, was Aristophanes von ihm sagt, daß er — dennoch neue Gottheiten eingeführt habe.

30.

Dem Wollenden geschieht kein Unrecht — hiernach handelt man im gemeinen Leben; hiernach sprechen die Richter.

Hermias, ein Philosoph des fünften Jahrhunderts, lehnte sich gegen diesen Grundsatz auf, und behauptete, daß man Andern auch Unrecht nicht wider ihren Willen thun

könne. Es gehört auch in der That nicht viel dazu, um gleich mehrere Fälle der Art nennen zu können; Hermias aber hatte es besonders mit den Käufern zu thun, — und da verlangte er, daß Niemand die Unwissenheit eines Andern, der ihm etwas verkaufte, benutzen, und sich über den wohlfeilen Kauf freuen, sondern selbigem den wahren Werth davon sagen und zahlen sollte. „Entschuldige dich nicht damit, pflegte er zu sprechen, daß der Verkäufer nicht Mehr fordere, und daß du ihm also kein Unrecht thätest; er wird auf der Stelle Mehr fordern, wenn du so ehrlich bist und ihm kund thust, wie viel er daran habe." In den Augen des Hermias war ein solcher wohlfeiler Käufer schändlicher, als ein wirklicher Räuber, weil dieser doch mit Gefar, bestraft zu werden, stöhle, und also immer Viel wagte, iener aber unter dem Schutze der Gesetze selbst Diebstahl beginge, und so als Ungerechter der Gerechtigkeit noch öffentlich spottete.

Man wird fragen, ob dieser Philosoph, wenn er in den Fall, wohlfeil kaufen zu können, gekommen wäre, auch wohl selbst die Gerechtigkeit ausgeübt haben würde, welche er so anpries; aber — ia; so war es. Einst ward ihm ein sehr schätzbares Buch, das er längst

gern haben wollen, um einen sehr nidrigen Preis feil geboten; ich sehe wohl, erwiederte er dem Verkäufer, daß du deinen Schatz nicht kennest, nannte ihm die Summe, welche es kostete, worüber dieser erstaunte, und zahlte sie ihm zu seinem noch grösseren Erstaunen. Man sage nicht — dis ist ein einzelner Fall, und noch dazu Bücherliebhaberei, die wohl öfter noch weiter gegangen ist — zum Ruhme des Hermias ist es aufgezeichnet worden, daß er in allen ähnlichen Fällen, die ihm häufig vorkamen, ebenso aufrichtig zu Werke gegangen sei.

Wenn die Philosophie eine so erhabensittliche Denkart bildet, wer verehrt in ihr nicht die Tochter des Himmels? Wer macht aber auch nicht auf der Stelle den Schlus — wenn schon blosses eigenes philosophisches Nachdenken so gutmüthig, redlich und treu gegen Andere machen kann, wie vielmehr sollte es das Christenthum thun, dessen höchstes Gebot die Liebe ist! Kann Menschenliebe auch wohl bei Betrug bestehen? Ist und bleibt es aber nicht Betrug, wenn man sich als ein des wahren Werths der Dinge Kundiger die Unkunde eines Andern zu Nutze macht, um ihm das Seinige für einen Spottpreis abzukaufen? Erklärt man nicht auch geradezu denienigen für

einen Betrüger, welcher im entgegengesetzten Falle einen Andern übervortheilt, und ihm etwas, worauf er sich nicht versteht, um einen zu hohen Preis verkauft? Ist dieses aber etwas Anderes, als jenes? Was würde also Hermias dazu sagen, wenn er Viele als Christen so thun sähe, wie er als Philosoph sich nicht einmahl zu thun erlaubte!

Ja, was würde er vollends sagen, wenn er Zeuge davon würde, daß wir uns nicht die Unwissenheit, sondern die Noth eines Andern sogar, zu Nutze machen könnten, um auf die wohlfeilste Weise zu dem Seinigen zu kommen! Geschieht hier etwa dem Wollenden auch kein Unrecht? Auf ieden Fall ist dis noch weit abscheulicheres Unrecht, das wir ihm anthun. Er weis ia sogar den höheren Werth dessen, was er uns verkauft — er kann es also auch unmöglich unter demselben verkaufen wollen; er ist blos gezwungen, es zu thun, weil er Geld braucht, auf der Stelle braucht. Wenn wir dis nun wissen, wie ist es möglich, daß wir einen Kauf mit ihm, wo nicht freudig, doch gleichgültig, schliessen können, über den sein Herz blutet! Dennoch — was ist gewöhnlicher, als daß man solche Unglücklichen, die aus Noth — oft wohl, um ihre Kin-

der nicht hungern zu lassen — wohlfeil verkaufen müssen, noch drückt, und auch sogar von ihrer nidrigen Forderung noch abhandelt?

Was würde der Philosoph aus Alexandrien gethan haben, wenn ihm Jemand aus Noth etwas unter dem Preise verkaufen wollen? Er, der dem unkundigen Verkäufer den wahren Werth bezahlte, hätte gewis dem kundigen, aber leidenden Verkäufer noch über den Werth bezahlt; damit er nicht blos Gerechtigkeit, sondern auch Barmherzigkeit, ausübte. — Christen, die ihr nicht nur fremde Einfalt, sondern sogar auch fremdes Elend, für eure Wuchersucht benutzen könnet, gehet hin und spiegelt euch schamroth am Hermias!

31.

Ein gewisser Drusus, zur bekannten römischen Familie dieses Nahmens gehörig, lies sich einst ein schönes Haus bauen, und der Baumeister erbot sich, es so anzulegen, daß Niemand sollte hineinsehen können, damit der Besitzer über nichts, was er darin vornähme, beurtheilt wer-

den möchte. „Verstehst du dich wirklich auf deine Kunst, erwiederte er diesem, so leg mein Haus so an, daß Alles, was ich darin thun werde, von Allen gesehen werden könne.“

Man hat diese treflichklingende Antwort blos für eine der stärksten Aeuserungen des höchsten Stolzes erklärt. — Wahr ists, daß dieser Drusus von einer in der That unmässigen Ehrsucht nicht freigesprochen werden könne; man mus vielmehr gestehen, daß er sie fast so früh zu zeigen angefangen, als spät er sie zu zeigen aufgehört hat. Als er noch unmündig war, drängte er sich den Richtern schon zum Sachwalter der Angeklagten auf, und suchte sich ihnen so furchtbar zu machen, daß sie ihre Urtheile nach seinem Willen abfassten. Als er Quästor ward, legte er durchaus die äuserlichen Zeichen seiner öffentlichen Würde nicht an, um zu zeigen, daß nicht er Ehre von seinem Amte, sondern sein Amt Ehre von ihm, habe. Und — als er starb, waren seine letzten Worte: Wann wird die Republik wieder so einen Bürger bekommen, wie ich war?

Allerdings war Drusus ein Mann von grossen Talenten, und der römische Rath hatte ihm Viel zu danken; auch behauptet Paterku-

lus, daß er das, was er noch sterbend zu seinem eigenen Lobe gesagt, mit voller Ueberzeugung seines Gewissens habe sagen können. Wenn dis wäre, so erhielte die Antwort, welche er dem Baumeister gab, allerdings höheren Werth. Ob es aber nicht ein Widerspruch sei, daß ein Mann, den die Eifersucht plagt, und der sich auf alle mögliche Art Anhang zu verschaffen sucht, wie Drusus, Jeden Alles sehen lassen könne, was er in seinem Hause vornimmt, ist freilich eine andere Frage.

Doch — es verhalte sich um iene Antwort von Seiten des Drusus, wie es wolle; so sollte sich Jeder so setzen, daß er sie in einem ähnlichen Falle mit Recht geben könnte. Wer so lebt, daß seine Mitbürger alle seine Handlungen, welche die Sittlichkeit betreffen, auch seine geheimsten, wissen konnten, ohne daß er vor ihnen erröthen durfte — der, nur der verdient den Nahmen eines sittlichguten Menschen. — — Leider ist die Tugend einem Gewande gleich, welches Viele nur anlegen, wenn sie ausgehen und öffentlich erscheinen, das sie aber wieder ablegen, sobald sie in ihr Haus zurückkehren. Hat man Gelegenheit, sie auch nur im Zirkel

ihrer Familie zu betrachten, so sind sie schon ganz andere Menschen, als in Geselschaften ihrer Mitbürger, und die Verschidenheit fällt sehr zu ihrem Nachtheile aus. Sie, die dem fremden Verdienste öffentlich Lobsprüche ertheilen, werden Verkleinerer desselben gegen ihre Hausgenossen. Sie, die vor der Welt den Freigebigen machen, handeln betrügerisch gegen ihre Arbeitsleute. Sie, die in Geselschaften artig, liebreich und nachgebend sind, spielen den Tirannen gegen Weib und Kind. Kann man sie gar in ihrer völligen Einsamkeit belauschen, so bebt man oft vor der Verschidenheit ihres Anblicks zurück. Die, welche unter Menschen als die Mässigsten erscheinen, leben da auf das unmässigste. Die, welche über iedes ungezogene Wort, das der grosse Haufe fallen lässet, ihren Unwillen äusern, überlassen sich, wenn sie allein sind, den ungezogensten Handlungen. Die, welche unaufgefordert ihre Dienste Andern in Geselschaften anbieten, schmieden in der Abgeschiedenheit gegen dieselben Personen die menschenfeindlichsten Plane.

Welch eine elende Tugend, die nur auf Gegenwart der Menschen beruhet! Sie ist nichts, als äuserliche Ehrbarkeit, die man nur beob-

achtet, um die äuserlichen Segnungen der Tugend zu geniessen. Wer wahrhaftiggut ist, der fragt nicht, wenn er handeln will — sehen mich Viele? Er fragt nicht einmahl — sieht mich auch nur Einer? Er handelt, wie ihm sein Gewissen gebietet; und dann ists ihm sogar gleich, ob die Zeugen, welche er dabei hat, seine Handlung loben, oder tadeln. Wozu sollte sich also ein solcher Mensch mit seinen Thaten verbergen? Haben die, welche sie sehen, Gefühl für das Gute, so gewinnt er in ihren Augen; fehlt es ihnen daran, so hält ihn sein Herz für den Verlust, den er bei ihnen macht, schadlos. Kommt er also in den Fall, daß ihm beim Bau eines neuen Hauses der Baumeister so einen Antrag machte, wie dem Drusus, so kann er ihm auch so antworten, wie Drusus. Ja, wenn er als ein wahrhaftigtugendhafter Mann bekannt ist, so wird der Baumeister nicht einmahl auf den Einfall kommen, ihm dergleichen Antrag zu machen. Drusus antwortete zwar, wie er, wenn er ein Mann von Ehre sein wollte, antworten muste; er hätte aber auf ieden Fall noch mehr Ehre davon gehabt, wenn er nicht einmahl nöthig gehabt hätte, auf so etwas zu antworten. Man mus am Ende doch immer fragen — wie kam der Baumei-

ster darauf, ihm so einen Antrag zu thun?

32.

Es scheint zu den Schicksalen der Gelehrten zu gehören, daß sie sich durch das Bewustsein, Lohn zu verdienen, schon für belohnt genug halten sollen. Nicht nur, daß es sehr schwer hält, ehe sie unter die Liste derer aufgenommen werden, gegen welche die Grossen freigebig zu sein geneigt sind — statt, daß dis den Höflingen und ihren Kreaturen, ia, wohl gar blossen Lustigmachern, oft wenig Mühe macht; sondern wehe ihnen auch selbst als Eingeschriebenen in die Liste, wenn sie das, was ihnen ausgesetzt wird, nicht aus den Händen der Grossen selbst erhalten! In den Rentkammern, wenn sie an diese gewiesen werden, sieht man sie nur gar zu gern für die Leute an, welche am längsten auf Zahlung warten können, und, wenn sie kommen, pflegt die Klage über Kassenmangel am lautesten geführt zu werden.

Kepler, einer der grössesten Astronomen, gibt hiervon ein in der That empörendes Bei-

spiel ab. Tycho Brahe zog ihn nach Böhmen, und er ward nach dem bald erfolgten Tode desselben kaiserlicher Mathematikus. Dreissig Jahre lang war er dis; dreissig Jahre hindurch hatte er aber auch immer seine Noth, so oft er seinen Gehalt verlangte. Als er neun Jahre im Dienst war, klagte er bei Kaiser Rudolf, der ihn angestellt, um Zahlung grosser Rückstände; Rudolf befohl die Zahlung, aber vergeblich. Unter Kaiser Matthias erneuerte er seine Klage; Matthias befohl ebenfals die Zahlung, aber ebenfals vergeblich, und Kepler klagte nun schon zwanzig Jahre um seinen Gehalt. Endlich empfing er unter Kaiser Ferdinand Alles, was er seit ein und zwanzig Jahren zu fordern hatte. Nichts desto weniger muste er bald seine alte Klage von neuem führen; sein Gehalt ward ihm von den Rentmeistern wieder verweigert. Die Härte gegen ihn dabei ging so weit, daß er, um seinen verdienten Lohn zu erhalten, sich in Person an den Reichstag zu Regenspurg wenden muste, und — diese Reise kostete dem Rechtschaffenen sein Leben. Er hinterlies seine vielen Kinder in grosser Armut, und seine Wittwe empfing weiter keinen Beistand für sie, als den, der ihr durch die Herausgabe seines lezten Werks, einer Beschrei-

bung des Mondes, verschafft ward. So muste der Mond wirklich Kinder ernähren, deren weltberühmten Vater man schon vom Mondschein hatte leben lassen wollen.

Was soll man hierzu sagen? das Geringste ist doch wohl dis, daß es solchergestalt den Grossen am leichtesten sei, in den Ruf der Freigebigkeit gegen Gelehrte zu kommen, wenn es ihren Kammern frei steht, bei ihren blossen Versicherungen auf dem Papier davon die Sache beruhen zu lassen. Wie? zwei Kaiser konnten ihre Rentbedienten nicht zwingen, und es muste erst ein dritter kommen, der sie bändigte? Und auch unter diesem ging die Sache bald wieder ihren alten Gang? Schätzen die Grossen wirklich die Wissenschaften, oder geben sie sich blos die Mine, als wenn sie sie schätzten? Wäre auch das Letztere nur, so gäben sie doch dadurch zu erkennen, daß sie glaubten, die Schätzung der Wissenschaften gehöre unter die Dinge, welche ihren wahren Ruhm ausmachten. Wenn sie dis aber wirklich glauben, wie ist es möglich, daß sie ihren Ruhm so beflecken, und ihren Gelehrten den Lohn vorenthalten lassen können, welchen sie ihnen aussetzten? Nie, nie wird der Schandfleck aus der deutschen Gelehrtengeschichte wieder weggewischt werden, den Kep-

lers Tod auf seiner Jammerreise um seinen Gehalt nach Regenspurg in sie gebracht hat.

Woher aber die Unwillfährigkeit derer, welche die Besoldungen auszahlen, gegen die Gelehrten, und zwar gegen diese vorzüglich nur? — Man betrachtet die sogenannten Geschäftsmänner blos als dieienigen, welche die Freigebigkeit der Grossen verdienten; sobald also ein Gelehrter nicht auch zugleich ein solcher ist, sieht man ihn als einen Mann an, der seinen Gehalt mit Sünden ziehe. Mag aber immerhin der Geschäftsmann dem Staate unmittelbar nüzen, nüzt denn der Gelehrte dem Staate nicht mittelbar? Ueberwiegt nicht oft der mittelbare Nuzen, welchen ein Gelehrter stiftet, den unmittelbaren, welchen ganze Haufen von blossen Geschäftsmännern stiften? Ists nicht die Hauptsache, daß die Welt aufgeklärt werde? Alle Geschäftsmänner zusammen aber, wenn sie weiter nichts sind, als dis, tragen nicht das Mindeste zur Aufklärung der Welt bei. Sie sorgen blos für das äuserliche Wohl der Geselschaft; ist denn die menschliche Geselschaft aber blos eine Geselschaft von lebendigen Leibern? Ja, wenn sie selbst ihre Geschäfte von Jahrhundert

zu Jahrhundert besser betreiben lernen, sollten sie nicht erkennen, daß sie auch dis sogar den eigentlichen Gelehrten zu danken haben, welche sie durch Fortschritte in den Wissenschaften und durch ihre Erfindungen dazu in den Stand setzten? Und — welchen Gelehrten haben sie in dieser Hinsicht wohl Mehr zu danken, als den Mathematikern, dergleichen Kepler war?

Ein Glück war es inzwischen für diesen Gerechten, daß ihm eine neue Entdeckung in den Wissenschaften lieber war, als ein Königreich; sonst möchts ihm wohl noch härter geschienen haben, sich verlassen zu sehen, und fürchten zu sollen, daß sein Same einst werde nach Brodt gehen müssen. Doch — David, der so etwas noch nie gesehen haben wollte, sprach ia auch nicht von Gelehrten; und, wenn Kepler sich gegen ihn auf seine Gerechtigkeit berufen hätte, würde ihm König David vermuthlich geantwortet haben — „wustest du nicht, wie es mit unsern Jahresgehalten für Gelehrte hergeht? das hättest du vorhersehen können, und lieber auf deiner Professorstelle in Steyermark bleiben sollen."

33.

Anaxagoras, der zuerst einen Verstand annahm, dessen Werk die Einrichtung der Welt wäre, ward seiner Meinung über die Sonne wegen von den Atheniensern zum Tode verdammt. Wenn auch dieses Urtheil nicht an ihm vollzogen worden, so nahm er doch die Nachricht davon mit grosser Seelenruhe in Empfang. „Was ists weiter? hörte man ihn sagen, die Natur hat längst schon das Todesurtheil nicht nur über mich, sondern auch über meine Richter, gesprochen."

Mit derselben Ruhe empfing er auch die Zeitung von dem Tode seiner Söhne. Er hielt eben eine philosophische Vorlesung, als man sie ihm brachte. „Was ists weiter? erwiederte er, ich wuste doch wohl, daß ich sie sterblich gezeugt hatte."

Beide Antworten lassen sich allerdings schon aus einer blossen philosophischen Unterwerfung unter das Gesetz der Nothwendigkeit erklären. Gestorben mus einmahl werden, konnte Anaxagoras denken, ob man also früher, oder später, sterbe, ob man so, oder so, sterbe, was ists weiter? Und, wenn er dann auf diesem Wege zu iener seltenen Ruhe über den zeitigen Hin-

scheid seiner Söhne und über seine eigene Verdammung zu Athen gelangte, so hatte er alle Ehre davon.

Anaxagoras glaubte aber auch an Unsterblichkeit der Seele, so sonderbar übrigens seine Vorstellungen von der Seele waren. Sollte dieser sein Glaube nicht auch Theil an ienen Antworten gehabt haben?

Alle Welt weis, wie er über das Irdische dachte. Sein ganzes Erbgut überlies er seinen Verwandten; zu Annehmung irgend einer öffentlichen Bedienung war er unbeweglich; nur in Untersuchung der Wahrheit fand er seine Ehre, wie seinen Reichthum. Man fragte ihn daher einst, ob er denn gar nichts für sein Vaterland thun wolle. Da wies er mit beiden Händen gen Himmel, und erwiederte — o ia, ich sorge recht sehr für mein Vaterland.

Man hat zwar diesen Ausspruch so auslegen wollen, als wenn Anaxagoras seine Vorliebe zur Sternkunde dadurch nur angezeigt hätte, und es ist nicht zu leugnen, daß er, als er gefragt ward, wozu er geboren zu sein glaube, geantwortet habe — um die Sonne, den Mond und den Himmel zu betrachten; inzwischen glaubte er ia doch, wie

gesagt, an Unsterblichkeit der Seele, und kann also auch an diese dabei gedacht haben.

Cicero schon tadelte es an ihm, daß er sich blos mit Untersuchung der Natur beschäftigt habe, und betrachtete ihn dabei aus demselben Gesichtspunkte, aus welchem ihn Sokrates betrachtet hatte. Das gemeine Wesen, meinten Beide, käme bei solchen Männern zu kurz. Man könnte ihnen immer getrost antworten, daß, da nur wenig Menschen auf eine solche Verwendung ihres Lebens fallen werden, diesen wohl nachgesehen werden könne, und zwar um so mehr, weil sie durch ihre Entdekkungen dem gemeinen Wesen auf eine mittelbare Weise oft weit grösseren Nutzen stiften, als wenn sie noch so viel öffentliche Aemter bekleidet hätten. Im Grunde gilt denn aber doch wohl auch hier die Regel, daß man das Eine thun, und das Andere nicht lassen werde.

Immer und ewig bleibt es dessen ungeachtet die herrlichste Antwort, welche ein Mensch, der um sein wahres Vaterland befragt wird, geben kann, wenn er mit der Hand gen Himmel zeigt. Bei diesem Glauben, der eine weitere Entwickelung des Glaubens an Unsterblichkeit der Seele ist, bringt man es dann auch

dahin, daß man, wie Anaxagoras, ruhig die Nachricht von dem Tode der Seinigen empfangen könne; ia, man bringts dabei so weit, daß man auch, wie Anaxagoras, sein Todesurtheil von ungerechten Richtern noch ruhig sprechen hören könne. Philosophisches Nachdenken über die unvermeidliche Nothwendigkeit des Todes vermag schon Viel; die Ueberzeugung aber von unserer Fortdauer im Tode vermag Alles. Selig ist der, der zu ihr gelangt!

34.

Epikur, der so verschrieene Epikur, gehört unter die vor Aller Welt Angeklagten, denen die Zeit nicht nur allein Gerechtigkeit verschaffen konnte, sondern auch in einem ausnehmenden Grade wirklich verschafft hat. Schon Seneka zählte ihn zu den Männern, welche bei ihrem Leben und von ihrem Jahrhunderte auf das Unbilligste verkannt worden wären, und es ist erwiesen, daß er in den Zeiten dieses Weisen allgemein bewundert ward. Als hernach die edleren Wissenschaften zu Grabe gebracht wurden, ging es ihm durch die lange Reihe von

barbarischen Jahrhunderten wieder so, wie es ihm in seinem Zeitalter gegangen war; sein Nahme stand im schwarzen Register der Vermaledeiten. Kaum aber lebten auch die Wissenschaften im funfzehnten Jahrhunderte wieder auf, so ward auch Epikurs Ehre wieder gerettet, und nun sind wir långst so weit, daß Niemand seine Unwissenheit fast mehr an den Tag legen kann, als wenn er den Epikur von seiner sittlichen Seite nicht hochschåtzt. Sei es auch, daß er ein Unglåubiger gewesen; genug, hier ist ein Mann, der als ein Glåubiger gelebt hat — und dis ist die Sache. Wen Cicero einen guten Mann nennt, an dessen Gůte ist nicht zu zweifeln.

Lasset uns ihn hier besonders als ein Muster der gesellschaftlichen Tugenden aufstellen! Niemand hat ie die Freundschaft hôher geschåtzt, und Andern sie hôher schåtzen gelehret, als Epikur. Er wollte zwar nicht, wie Pythagoras, daß eine vôllige Gemeinschaft der Gůter unter Freunden Statt fånde, wohl aber, daß Jeder, wenns nôthig wåre, den Andern zu unterstůtzen, freiwillig bereit sein môchte. In der That handelten auch seine Schůler insgesamt diesem Grundsatze auf das redlichste gemås, und so fand man eine Eintracht unter

ihnen, die bis zur Bewunderung stieg, und die sich Jahrhunderte lang bei seiner Sekte fortgepflanzt hat. Ungeachtet dieses Hanges zur engeren Freundschaft hat doch aber auch Niemand den grösseren Kreis seiner blossen Mitbürger mehr geliebt, als Epikur. Sein Eifer für das allgemeine Wohl war unwandelbar; selbst in den traurigsten Misgeschicken, die das Vaterland trafen. Er konnte, als Demetrius Athen belagerte, sich auf eine gute Art wegbegeben, aber er blieb, und zwar ausdrücklich, um die Leiden zu theilen, welche seine Mitbürger trafen. Man erzählt, daß er zur selbigen Zeit sich und seine Schüler blos mit Bohnen erhalten, und zwar so ehrlich, daß er auch nicht eine Bohne mehr genommen, als Jeder davon erhielt. Ganz vorzüglich aber war sein Beispiel in Ansehung der Pflichten gegen die Obrigkeit.

„Ich wünsche gute Regenten, ich unterwerfe mich aber denen, die einmahl da sind, und wenn sie noch so böse regiren" — dis war sein Staatswahlspruch, nach dem er wirklich lebte. Kann es auch wohl einen Grundsatz geben, der die bürgerliche Ruhe mehr befestigte, und die Staaten vor gewaltsamen Umwälzungen mehr sicherte?

O daß die Bürger doch überall auf dieser Seite sich zu Epikurs Sekte schlügen! Gehorsam der Obrigkeit, sie sei, wie sie wolle — gilt dieser Spruch nicht, so ists um das gemeine Wohl gethan. Regenten sind Menschen; wo ist ein Mensch ohne Fleck? Obrigkeit aber muß sein. Und würde es erst gebilligt, daß man Regenten darum, weil man an ihnen Viel auszusetzen fände, den Gehorsam aufkündigen dürfte: so würde der Geist der Unzufridenheit, sobald er auch nur zur Veränderung andere Regenten wünschte, auch an den Besten Viel auszusetzen wissen. Nein, nein, auf diesem Wege kommt die Welt nicht weiter. Die vermeinten Staatsverbesserungen, welche von unten hinauf bewirkt werden sollen, gedeihen nicht; das Gute mus von oben herab kommen. Es ist nichts Anderes zu thun, als zu warten, bis der Rath in der Höhe selbst es beschliesse; allenfals mag man die Gedanken dazu mit Bescheidenheit vorführen, aber ia nicht aufdringen, oder durchsetzen wollen. Auch blosse Versagung des Gehorsams ist dem gemeinen Wesen höchst schädlich; denn der Regent, welcher sein Ansehen verliehrt, kann auch kein Recht mehr verschaffen, und so ists tausendmahl schlimmer, in der

Gewalt Aller zu sein, die uns Unrecht zuzufügen Lust haben, als nur in der Gewalt Einiger, oder eines Einzigen. Laßt uns Zeugen sein von den Fehlern unserer Fürsten, aber nicht Richter darüber! Laßt uns an den Spruch des Tacitus, wie an einen Götterspruch, uns halten — gute Zeiten soll man wünschen, jede Zeiten aber ertragen! So sprach auch Alexander Severus zu seinen Soldaten; so sprach der weise Epikur zu sich selbst.

35.

Der berühmte französische Prälat, Peter von Marka, zeichnete sich schon als Schüler auf eine ganz ausserordentliche Weise aus. Er besuchte nicht die öffentlichen Geselschaften, wie seine Mitschüler, spielte nicht, wie sie, warf sich des Nachts nicht auf den Tanzböden herum, wie sie, sondern las und studirte unermüdet. Statt, daß diese nun ein Beispiel an ihm hätten nehmen, oder sich doch wenigstens durch ihn beschämt finden sollen, trieben sie vielmehr ihr Gespötte deshalb mit ihm. „Du bist ein wahrer Todter, sprachen sie einst zu ihm; kein

Mensch kennt dich, kein Mensch redet von dir.“ Nur Geduld, erwiederte er ihnen, die Zeit wird kommen, wo alle Welt von mir reden wird, während daß kein Mensch von euch eine Silbe spricht.

Marka hielt Wort. In einem Alter von zwanzig Jahren erhielt er schon eine ansehnliche Bedienung. Dann stieg er von Stufe zu Stufe, ward Bischof, ward Erzbischof, und zuletzt sogar Erzbischof zu Paris. Man brauchte ihn zu den wichtigsten Geschäften, zu Geschäften, wozu sich weiter kein so tüchtiger Mann im ganzen Reiche fand. Allgemein bewundert stand er an der Spitze der französischen Kirche; während daß seine gewesenen Mitschüler auf ihren Dorfpfarren in Vergessenheit begraben sassen!

Welch ein Vorgänger für alle junge Studirende — Marka! So mus man es anfangen, wie er, wenn man in der Welt etwas Grosses werden will. Auf eine edle Anwendung der Lerniahre kommt Alles an. Jünglinge, die sich den Wissenschaften widmen, werden Stümper, und bleiben lebenslang Stümper, wenn sie die Zeit, welche sie der Erlernung derselben widmen sollten, in Vergnügensgenüssen verbringen. Bildet euch als Gelehrte erst aus, mus man ihnen zurufen, damit ihr einst

zu Ehren gelanget; habt ihr dann Ehre, so wird es euch an Freude nicht fehlen, und dann, dann geniesset diese.

Wenn solche junge Leute nun gar nicht nur durch Vergnügensgenüsse ihre Zeit versplittern, sondern sich auch noch dazu dadurch ganz an Leib und Seele verderben — was soll man dazu sagen? Ist dann noch der Gelehrtenstand der Stand, welcher vor allen andern die Achtung der Welt verdienen will, wenn man so vorbereitet in ihn eintreten kann? Bildet man sich etwa so zum ehrwürdigen Arzte, wenn man durch ein lüderliches Leben die schändlichsten Krankheiten aus Erfarung kennen gelernt hat? Bildet man sich dadurch zu einem gewissenhaften Richter, wenn man in der Jugend tapfer das Faustrecht ausgeübt hat? Bildet man sich dadurch zu einem heiligen Sittenlehrer, wenn man als Student aus Tölpelei alle gute Sitten aus den Augen gesetzt hat? O wehe den Vaterländern, welche ihre Söhne von den hohen Schulen so verhunzt in ihren Schos zurücknehmen müssen! Und — dazu, daß sie sie so verderbt an Leib und Seele wiedererhalten, schikken sie ihnen noch so viel Geld nach, und zahlen ihnen Stipendien über Stipendien?

Wer iammert nicht, wenn er sieht, daß dis noch überall so häufig der Fall sei? — Sind die iungen Leute dann eine Zeitlang von der Akademie zurück, so schämen sie sich selbst ihres akademischen Lebens. Wann wird es doch auch auf dieser Seite des geselschaftlichen Lebens anders werden, als es zu den Zeiten des Marka war? Die Eltern können warlich dabei durch eine gute häusliche Erziehung keine Wunder thun; die Verführung Vieler von gleichem Alter vernichtet hernach binnen so vielen Wochen oft wieder, was das stille Menschenpaar, Vater und Mutter genannt, in ebenso vielen Jahren gebauet hat. Am meisten Schade ist es dabei um die wahren Genie's; und doch sind es gerade diese, welche sich vermöge ihres Feuers gemeiniglich am ersten durch Verführung hinreissen lassen.

Marka, Marka, du warst so ein Genie! Du hattest in den grössesten Wissenschaften keinen Führer nöthig; so littest du auch auf Seiten des Herzens und Lebens keinen Verführer . . . Junge Leute, die ihr auf der geistigen Seite von der Natur so herrlich ausgestattet wurdet, wie Marka, suchet auch eure Ehre darin, daß ihr eure Mitstudirenden, die auf der leidenschaftlichen Seite sich hervorthun, nicht

über euch gebieten lasset, wie Marka sie nicht über sich gebieten lies. Getrost könnet ihr sie dann über euch spotten lassen, wie er sie über sich spotten lies. Vorher könnet ihr ihnen sagen, wie er ihnen vorhersagte, daß sie, die sogenannten Renommisten, einst elende Wichte sein werden, wenn eure wahre Renommee von Zeit zu Zeit immer höher steigen wird; und eure Vorhersagung wird erfüllt werden, wie die seinige.

36.

Irret euch nicht, heissts wohl mit Recht, — die Grossen lassen sich nicht spotten. Eins der warnendsten Zeugnisse hiefür hat Elisabet, Englands berühmte Königin, abgelegt.

Buzenval, ein Franzose, der sich in öffentlichen Geschäften eine Zeitlang zu London aufgehalten, hatte hernach bei einem Gastgebote zu Paris ihre widrige Art, das Französische auszusprechen, nachgemacht, und dadurch Gelächter über sie erweckt. Man berichtete ihr dieses, und sie wartete, um sich dafür zu rächen, blos auf eine grosse Gelegenheit, die sie auch bald erhielt.

König Heinrich der Vierte schickte den du Pleßis Mornay als ausserordentlichen Abgesandten an sie, um in seiner widrigen Lage von ihr Unterstützung zu erhalten. Elisabet nahm den Gesandten sehr übel auf, und gab abschlägliche Antwort. Man fragte den Grafen von Essex darüber, wie es zugehe. Dieser wuste nichts weiter zu sagen, als daß ein ganz verborgener Unstern dismahl im Spiele sein müsse, weil er die Königin noch nie in solcher Stimmung gegen Frankreich gesehen, und doch gar nicht begreifen könne, warum. Dieser verborgene Unstern war aber kein anderer, als die Person des Abgesandten selbst, ohne daß dieser etwas davon ahnete. Du Pleßis Mornay war derjenige, an dessen Tafel Buzenval die Elisabet über ihre schlechte französische Aussprache verspottet hatte, und er war ihr als der Wirth genannt worden, welcher den unbescheidenen Gast nicht in Ordnung zu halten gewust. So erstreckte sich ihre Rache sogar auf den, bei welchem der Spott über sie nur getrieben worden war, und sein König muste es entgelten.

Heinrich, in die grösseste Verlegenheit sich versetzt sehend, ohne die Ursache davon ergründen zu können, schickte den Vikomte von Turenne an die Elisabet, um, wo möglich, ihre

Freundschaft wieder zu erhalten. Unglücklicherweise aber gab er ihm den Buzenval mit, der hernach als immerwährender Gesandter am englischen Hofe bleiben sollte. Den Turenne nahm Elisabet gut auf, den Buzenval aber wollte sie durchaus nicht sehen; und als ihr der Vikomte anzeigte, daß Buzenval gar da bleiben sollte, bestand sie fest und ohne weitern Grund davon anzugeben, darauf, daß sie ihn nicht haben wolle. Turenne forschte dem Zusammenhange des so verschidenen Betragens der Elisabet gegen zwei Gesandte von demselben Hofe nach, und erfur nun das ganze Geheimnis.

So schadeten ein Paar Privatpersonen, von welchen die eine bei der andern über eine Königin gespottet hatte, ihrem eigenen Monarchen, und die öffentlichen Angelegenheiten musten das büssen, was ein unvorsichtiger Bürger verschuldet hatte. Buzenval war sonst ein sehr brauchbarer Geschäftsmann; hier aber that er doch einen Schritt gegen die Regeln der Klugheit, den er durch nichts wieder gutmachen konnte.

Man wird vielleicht sagen — welch eine grosse Kleinigkeit, einer Engländerin nachsagen, daß sie eine schlechte französische Aussprache hat, und wenn sie auch eine Königin ist! Gut; aber

eben darum nun, weil wir sehen, daß die Grossen auch solche Kleinigkeiten übel nehmen, sollen wir es uns zur Regel machen, auch bei unsern unbedeutendsten Urtheilen über sie auf unserer Hut zu sein. Auf die Frage freilich, ob Elisabet dadurch gros, oder klein, gehandelt, daß sie das, was Buzenval verbrochen hatte, seinen Herrn entgelten lies, könnte nicht anders, als verneinend, geantwortet werden; doch, sie handelte einmahl so, und so bleibt die Lehre, welche daraus zu ziehen ist, immer dieselbe. Und, wenn auch König Heinrich nicht dabei gelitten hätte, so hatte sich doch Buzenval selbst genug gestraft. Konnte er ärger beschimpft werden, als dadurch, daß er als ein seinsollender Gesandter zurückgeschickt ward? Muste er sich nicht selbst über seine begangene Unüberlegtheit ärgern, als ihm Turenne selbige hernach als die einzige Ursache davon angab?

So hat sich schon mancher Mann von Kopf durch ein einziges unbedachtsames Urtheil über Grosse auf immer geschadet. Man verlangte ia nicht von ihm, daß er dis, oder ienes an selbigen loben sollte; warum fühlte er sich denn berufen, es öffentlich zu tadeln? Konnte er nicht schweigen, da ihn Niemand um seine Meinung befragte? Oder gesetzt, man fragte

ihn darum, sprach er nicht durch Schweigen dasselbe, ohne darüber verantwortlich zu werden? Er hat hernach seinen beissenden Einfall, den er nicht an sich behalten konnte, wohl lange schon vergessen, wenn die Grossen, welche er damit anspielte, solchen noch immer in frischem Andenken haben, und ihm ihren Has dafür lebenslang nachtragen. Vieleicht, daß sich Buzenval an den Vorgang bei der Tafel des du Pleßis Mornay kaum wieder erinnern konnte, als ihm Turenne darüber Vorhalt that. Das Gedächtniß der Grossen aber ist in dergleichen Fällen so lang, wie ihre Arme sind.

37.

Von der bekannten Regel der Bösewichter, sich bei Ausführung ihrer verruchten Anschläge so zu setzen, als wenn sie keinen Theil daran hätten, hat ein weiblicher Bösewicht, Alexanders des Grossen Mutter, eine Ausnahme gemacht.

Olympias, die, nachdem sie Philippus mit Recht verstossen hatte, ihre Stelle durch die Kleopatra wiederbesetzt sah, nahm nicht nur dafür an Beiden die fürchterlichste Rache, son-

dern ging dabei auch so zu Werke, als wenn sie selbst dafür sorgen müste, daß allen Menschen auch der letzte Zweifel benommen würde, ob sie von den Abscheulichkeiten, welche ausgeübt wurden, auch wirklich die Urheberin sei.

Dem Pausanias, welchen sie den Meuchelmord an ihrem gewesenen Gemahl verrichten lies, hielt sie nicht nur Pferde zur Flucht nach verübter Mordthat bereit, sondern setzte ihm auch hernach, als sie ihn bei ihrer Rückkunft nach Macedonien gekreuzigt fand, eine goldene Krone auf. Sie lies seinen Leichnam über Philips Aschenkruge stattlich verbrennen, richtete ihm ebendaselbst ein Grabmal auf, und verordnete zu seinem Angedenken ein jährliches heiliges Fest. Nachher lies sie das Kind, welches Philip mit der Kleopatra gezeugt hatte, umbringen, und veranstaltete dis so, daß es auf dem Schosse der Mutter selbst geschah. Als Kleopatra die Leiden dieses entsetzlichen Anblicks ausgestanden, zwang sie sie, sich in ihrer Gegenwart aufzuhenken, und hatte an der Betrachtung der Gehenkten ihre Augenweide. Zulezt heiligte sie den Dolch, mit welchem Pausanias den Philippus ermordet, dem Apollo, und zwar unter dem Nahmen, welchen sie in ihrer Jugend geführt.

Diese Abscheuliche entging iedoch auch ihrem verdienten Schicksale nicht. Antipater, der in Abwesenheit Alexanders in Macedonien regirte, und Gelegenheit genug bekam, ihre boshafte Denkart kennen zu lernen, hatte die Macedonier noch sterbend vor ihr auf eine feine Art dadurch gewarnt, daß er ihnen die Lehre gab, nie zuzugeben, daß eine Frau über sie regirte. Dennoch wuste sie es dahin zu bringen, daß die Macedonier nach Alexanders Tode sich für sie erklärten, und den Aridäus, der über sie herrschte, samt seiner Gemahlin umbrachten. Stolz über ihr neues Glück, beging sie auch neue Grausamkeiten, und ward dadurch zur Strafe für die alten reif. Als sie hundert edle Macedonier, die sie recht dazu ausgelesen, hatte hinrichten lassen, muste sie flüchten. Sie warf sich in einen festen Ort, ward darin belagert, und durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Man glaubte einer solchen Unmenschin das gegebene Versprechen, das Leben ihr zu schenken, nicht halten zu dürfen, und verdammte sie zum Tode.

Es ist oft gesagt worden, daß die ärgsten Barbaren im Grunde feige Memmen wären, und daß sie am Ende, wenn sie unterlägen, auf eine ebenso verworfene Art um Barmherzigkeit

fleheten, als sie vorher Grausamkeit ausgeübt hätten; Olympias aber machte auch von dieser Regel der Bösewichter, wie von der ersten, eine Ausnahme.

Als sie ihre mit Dolchen bewafneten Mörder zu sich eintreten sah, ging sie ihnen im königlichen Kleide, und auf zwei Kammerfrauen gestützt, mit Unerschrockenheit* und Maiestät entgegen. Die Mörder wurden darüber so bestürzt, daß sie, wie durch Zauberkraft fest gemacht, da standen, und die Dolche nicht zu ziehen vermochten, bis Cassander sie dazu zwang. Da fielen von allen Seiten die Stiche auf sie; sie aber that keinen Schritt, um auszuweichen, gab auch nicht einmahl eine weibliche Klage von sich, sondern stand den Mord wie der standhafteste Mann aus, und es war, *als sehe man den grossen Alexander in der sterbenden Mutter noch einmahl.* Ja, als sie schon im Nidersinken war, bedeckte sie die Füsse noch sorgfältig mit den Kleidern, damit sie mit dem schamhaftesten Anstande sänke.

Wer kann sich hier der Frage enthalten — war Olympias *im Leben* mehr *verabscheuungswürdig*, oder *im Tode* mehr *bewundernswürdig*?

38.

Ein Mensch, dem es nirgends gefiel, er mochte kommen, wohin er wollte, und der sich deshalb immer auf Reisen befand, versicherte, daß er seinen Reiserock gleich weglegen wollte, sobald er einen Ort anträfe, wo die Obern rechtschaffene Männer wären. So wirst du ihn, erwiederte Jemand, gewis bis an dein Ende tragen müssen.

Man hat diese Antwort bewundert; nur diejenigen aber können sie bewundern, welche spottenden Witz blos als solchen lieben, und daher überall nach ihm haschen, ohne erst zu fragen, ob er auch vor Wahrheit und Recht bestehe. Es bedarf doch gewis keines langen Nachdenkens, um ienem Reisenden sowohl, als seinem Antwortgeber, gleich den rechten Platz anzuweisen, und Beide zu den gefärlichsten Schwindlern und Brauseköpfen zu zählen, welchen ieder Staat den Weg aus seinen Grenzen weisen sollte, wenn sie ihn nicht selbst suchten.

Wenn es so abscheulich um die bürgerliche Geselschaft überall stände, wie wäre es möglich, daß sie noch fortdauern könnte? Diese Frage mus sich doch iedem vernünftigen Menschen auf-

dringen; da die Gesellschaft nun aber wirklich noch fortdauert: so weiset ieder Rechtschaffene dergleichen Vorgeben, als die nidrigste Verleumdung des höchsten gesellschaftlichen Standes, schon aus diesem Grunde mit Verachtung zurück.

Wollte Jemand hierauf erwiedern, daß sich die Menschen Viel gefallen, ia, Alles gefallen liessen: so mag das Erstere wohl wahr sein, das Letztere aber nicht; wenigstens lassen sie sich nicht auf lange, oder gar auf immer, Alles gefallen. Woher denn sonst iene Aufruhre der Völker, iene Umwälzungen der Staaten? Mögen diese immerhin ein Beweis davon sein, daß Tirannen daselbst das Ruder führten; kann man aber nicht auch den Beweis umkehren, und sprechen — wo also von dergleichen nicht gehört wird, wo das Volk ruhig, fortdauernd ruhig ist, da müssen rechtschaffene Männer das Ruder führen —? Die Verschidenheit des Nationalkarakters darf allerdings hierbei in Betracht gezogen werden; man mus aber auch nicht zu viel Gewicht auf sie legen. Ein feuriges Volk sträubt sich freilich schneller gegen Tirannei, als ein träges; nie aber wird ein Volk so träge sein, daß es sich immer und ewig nicht dagegen zu sträuben anfangen sollte.

Das Geringste, was man von einem gemishandelten Volke, und wenn es noch so träge wäre, erwarten darf, ist doch wohl, daß es über seine Lage seufzt und klagt. Wo nun auch nicht einmahl Volksklagen und Volksseufzer gehöret werden, sollten da die Obern nicht gut sein? Und wie, wenn ein Volk sogar zur Ursache seiner Ruhe seine Zufridenheit mit der Regirung selbst angibt, sollte es dann auch nicht einmahl Glauben verdienen? Da sollten wir die Erklärung davon natürlicher finden, daß es aus lauter Schmeichlern bestehe? Höflinge schmeicheln wohl; aber, wo das Volk seufzt und klagt, da seufzt und klagt es eben über diese Schmeichler am meisten. Es ist ebenso thöricht und ungerecht, einem ganzen Volke nicht glauben, das seine Obern lobt, als es thöricht und ungerecht ist, einzelnen Bürgern zu glauben, welche auf ihre Obern schimpfen und fluchen. Gibt es denn aber ganz und gar keine Völker, die mit dem Regimente, das über sie geführt wird, zufriden sind?

Wie es nun dergleichen wirklich gibt, so gibt es freilich auch kein Land, wo nicht einzelne Unzufridene anzutreffen wären. Die Obern müssen allerdings erst noch geboren werden, welche es allen, allen Unterthanen ohne

Ausnahme recht machen sollen. Eben dadurch, daß sie wackere Obere sind, die für das allgemeine Beste sorgen, geht es ihnen, wie dem Obern aller Obern, dem Jehova, der auch Einzelne, die dabei nicht ihre Rechnung finden, über sich Klage führen lassen muß. Auf solche Einzelne hört aber der unpartheiische Beurtheiler der Regenten nicht; er hört nur auf die Stimme der Mehresten.

Ebenso ist auch keine menschliche Einrichtung ganz vollkommen; der Staat ist auch eine solche — wie will man denn von ihm, und noch dazu von ihm allein, eine Vollkommenheit fordern, zu der nichts mehr hinzuzusetzen wäre? Möchten die Schmäher der Regirungen nur erst ein Muster eines so auf allen Seiten vollkommenen Staats entwerfen, nach dem sich die wirklichen Staaten bilden könnten! Sie würden das auf dem Papiere schon schwer finden, was in der Ausführung platterdings unmöglich ist.

Es ist wahr — die Geschichte behielt uns die Nahmen vieler äuserstschlechten Regenten und Obern auf; aber sie nennt uns auch viel Herrliche und Vortrefliche derselben. So mag man auch heute in ein Land gehen, in welches man will, man wird von beiden Arten darin

noch erzählen hören. Man mus übrigens auch von den Obern nicht verlangen, daß sie ganz fehlerfrei sein sollen; sie sind Menschen — und wenn sie auch ein Diadem auf dem Haupte führten. Wenn jener Reisende gefragt worden wäre, was er unter einem solchen rechtschaffenen Manne verstehe, dergleichen die Obern sein sollten: so dürfte er es vieleicht selbst nicht gewust haben. Hat er aber den gewöhnlichen Begrif damit verbunden, so ist er der schändlichste Lästerer gewesen. Wer sagen kann, daß es nirgends rechtschaffene Obere gebe, der sagt damit nichts Anderes, als daß es ihm selbst an aller Rechtschaffenheit fehle.

39.

Bongars, den man unter die scharfsinnigeren Schriftsteller rechnet, billigt es nicht nur, daß der spanische Priester Orosius der Geschichte, welche er geschrieben, den Nahmen des Buchs vom menschlichen Elende gegeben, sondern will auch, daß man die Historie überhaupt so nennen sollte. Wenn dis so zu verstehen wäre, daß unsere Geschichtschreiber sich vorzüg-

lich mit Aufzeichnung des Bösen, welches den Menschen widerfährt, und das die Menschen ausüben, befassen: so könnte man nichts dagegen einwenden; soll man es aber in dem Verstande nehmen, als wenn wirklich fast nichts, als Böses, den Menschen geschehe, und von Menschen begangen werde: so ist es die offenbarste Unwahrheit, und Bongars hat durch diesen Ausspruch wenigstens keine Probe seines Scharfsinns abgelegt.

Man könnte in der That schon daran genug gethan zu haben glauben, wenn man weiter nichts darauf antwortete, als — daß die Chroniken- und Geschichtschreiber doch wohl das Ungewöhnlichere und Seltenere aufzuzeichnen sich bemühen würden, und daß also das Böse auf Erden dieses seyn müsse, wenn sie es aufzuzeichnen sich so vorzügliche Mühe gäben; da es aber die Sache des Glaubens an die göttliche Vorsehung gilt, so ist eine ausfürlichere Widerlegung nöthig.

Es sei, daß wir in den Geschichtbüchern überall auf Erzählungen von Orkanen, Seuchen, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Hungersnöthen, Misgeburten u. s. w. stossen; wer wird sich denn einreden lassen, daß dis die Regeln, nach welchen die Natur gegen die Men-

schen handle, und nicht vielmehr blos Ausnahmefälle von den Regeln wären? Wie viel ruhige Zwischenzeit gibt es von einem Orkane zum andern; von einem Erdbeben zum andern, von einer Ueberschwemmung zur andern? Welch eine Reihe von zureichenden, mitunter sogar überflüssigen Erndten folgt oft auf einander! Wie lange währet es oft, daß man von keiner Epidemie hört! Warum bemerken unsere Geschichtschreiber nicht auch die ruhigen, die reichen und die gesunden Zeiten der Menschheit? Die Antwort ist leicht; weil sie dadurch blosse Alltäglichkeiten bemerken würden. Ebenso zeichnen unsere Chronikenschreiber auch einzelne menschliche Misgeburten an und ab; wie viel hätten sie zu thun, wenn sie alle vollkommengeborne Menschen an- und abzeichnen sollten! Wie nun derienige nicht von völligem Wahnsinne freizusprechen wäre, welcher in den aufgezeichneten einzelnen Misgeburten die gewöhnliche Form von Menschen erblickte: so kann man auch mit Recht Jeden des schändlichsten Undanks beschuldigen, der nicht überall in der Natur mehr gute, als böse Anstalten für die Menschheit erblicken will.

Des phisischen und offenbar Guten ist auf der Erde Unendlichmehr, als des phisi-

schen Bösen; die Frage wäre also nur noch, wie es im sittlichen Fache, und um das Thun der Menschen stehe. Schaudererregend ist hier das Bild, welches Bongars hinstellt. „Was kann man, spricht er, von der Menschengeschichte erwarten, wenn man beim ersten Schritte, den man in ihr thut, im allerersten Menschen auch gleich den ersten Narren erblickt, und wenn man beim zweiten Schritte schon auf ein Erdreich tritt, das ein Bruder mit dem Blute des andern befleckt hat? Wer mag dann wohl noch Lust haben, den dritten Schritt zu thun, und, was sieht der, der ihn thut, Anderes, als einen grossen zahllosen Haufen, der sich in ebenso zahllose Laster und Greuel gestürzt hat?"

Welche Uebertreibungen in diesem Menschheitspasquil von Anfang bis zu Ende! So viel leuchtet freilich selbst aus der heiligen Geschichte hervor, daß das sittliche Böse auf der Erde fast so alt sei, als das sittliche Gute, — doch aber nicht ganz so alt — folgt denn nun daraus wohl, daß des Erstern auch immer weit Mehr auf der Erde gewesen sei, als des Letztern? Ist Adam dadurch, daß er einmahl thöricht handelt, gleich lebenslang von oben bis unten ein Narr? War nicht Kain unter den

Söhnen Adams der einzige Mörder, oder haben die ersten Brüder sich, etwa alle gemordet? Weis überhaupt die Urgeschichte der Menschheit von mehr, als zwei Morden, zu erzählen, welche in dem ersten Jahrtausend geschehen sind? Und, wenn dann auch in der ferneren Geschichte die abscheulichsten Uebelthaten aller Art aufgezeichnet stehen, sind sie nicht darum aufgezeichnet worden, weil sie allgemeines Erstaunen, mit Abscheu verbunden, erregten? Ist aber nicht selbst dieser Abscheu vor ihnen der unverwerflichste Bürge für die zu allen Zeiten bessergewesene Denkart des grössesten Theils der Menschen?

Man bleibe doch nur auch gleich bei seinem eigenen Zeitalter stehen, um die schwarzen Verschreiungen unseres Geschlechts mit Fug und Recht für das unnatürlichste Verbrechen zu erklären. Wenn z. E. hier oder da auch ein Fürst herrschte, auf dem Kaligula's Geist zu ruhen schiene, ist die Zahl der mit uns zugleich lebenden guten, oder doch unbösen Fürsten nicht ungleich grösser? Oder, wenn hier und da ein Bürger ist, der sich zum zweiten Lips Tullian eignet, kommen nicht gegen denselben hundert und tausend seiner Mitbürger als ehrliche Leute in Berechnung? Ja, und wenn wir auch iezt

noch, wie zu allen Zeiten, von wirklichen Spitzbubenbanden hören, ist darum die ganze grosse bürgerliche Gesellschaft eine Spitzbubenbande? Nein, auch des sittlichen Guten ist auf Erden weit Mehr, als des sittlichen Bösen.

O ihr Verschreier der Natur und eures eigenen Geschlechts zugleich, wer mag sagen, ob euer Unsinn grösser sei, oder eure Bosheit? Gegen welche Wesenart ist die Natur gütiger, als gegen uns? Und — ist das der Dank gegen die Gesellschaft für die unzählichen Segnungen, welche ihr auch von dieser erhaltet, daß ihr sie für eine zusammengelaufene Rotte von Bösewichtern erkläret? Daß ihr dis auch nur wagen dürftet, ist schon ein Beweis, daß die Menschen nicht so arg sind, wie ihr sie schildert, und, daß diese dessen ungeachtet fortfaren, euch in euren Nöthen beizustehen, ist ein hohes Zeugnis dafür, daß ihr die Argen unter ihnen seid. Wir wissen es wohl, daß euer Natur- und Menschenspott eigentlich auf Spott der Vorsehung ausging; ihr habt aber das Gegentheil an uns bewirkt. Wir haben euren Spott grundlos befunden; Preis der Natur und der Menschheit, sprechen wir am Schlusse unserer Untersuchung, und eben darum auch — Preis der Vorsehung!

40.

Die Römer hatten dem Getraide den Nahmen der Ceres, und dem Weine den Nahmen des Bacchus beigelegt; weil sie iene als die Göttin des Getraides, und diesen als den Gott des Weins, verehrten. Als man nun zu Cicero's Zeiten den figürlichen Sinn dieser Benennungen in einem eigentlichen und buchstäblichen verwandelte, rechtfertigte sich dieser Philosoph darüber, daß er Getraide und Wein zuweilen auch so nenne, auf folgende Weise: „Ich thue dis nur des einmahl gewöhnlichen Sprachgebrauchs wegen, denn wer könnte so närrisch sein und glauben, daß das, was er isset und trinkt, Gott sei?"

Etwas Aehnliches sprach der arabische Philosoph Averroes, als er die Vorstellung der römischen Kirche vom Abendmahle beurtheilte. „Es gibt keine kurzweiligere Sekte, als diese Christen, welche den Gott, den sie anbeten, selbst zerreissen und essen."

Man höre, wie sich der Pater Lescatopier über Beides auslies: „Cicero handelte sehr weise als er von Getraide und Wein das Urtheil fällte, daß man damit nicht die Ceres selbst esse, und den Bacchus selbst nicht trinke; für

einen Christen aber ist es die höchste Weisheit, zu glauben, daß er in der Hostie Gott esse. Und — will man uns sagen, schon Cicero hat euch für Narren erklärt — so antworten wir mit Paulus getrost, wir sind Narren um Christus willen."

Averroes ist seines Ausspruchs wegen verdammt worden; wie man ihm denn überhaupt unter tausend Flüchen nachgesagt hat, daß er weder Christ, noch Jude, noch Mahumedaner, gewesen sei, sondern seine eigene Religion gehabt habe. Um so mehr müssen wir neugierig auf seinen moralischen Karakter werden. Hier sind einige Züge desselben — —

Man sah den Averroes niemals spielen; auch war er ein Feind aller andern sogenannten Zeitvertreibe. Er lebte sehr mässig, und übertrieb nichts, als das Studiren. Fühlte er sich durch langes philosophisches Nachdenken, welches er oft Tag und Nacht fortsetzte, ermattet, so erholte er sich durch das Lesen leichterer Schriften. Dieses war ihm eben das, was andern Gelehrten der Genus geselschaftlicher Vergnügungen, ja sogar der Schlaf, zu sein pflegt.

Averroes besas die einträglichsten Bedienungen; auch hatte er eine sehr reiche Heirat gethan. Dennoch war er immer schuldig; denn

er unterstützte ieden dürftigen Gelehrten, ohne sich darum zu bekümmern, ob man ihm dafür danke, oder nicht.

Der Hof zu Marocke wollte aus Achtung für den Averroes einen von seinen Söhnen zu grossen Ehrenstellen erheben; der Vater aber widersetzte sich, weil er die Ungeschicktheit des Sohnes dazu kannte, und bat Gott, diesen ihn lieber todt, als auf Kosten des gemeinen Bestens glücklich, sehen zu lassen.

Ein iunger Edelmann bewarb sich um die Tochter des Averroes, ob er sie gleich nach mahumedanischer Sitte nie gesehen, und erbot sich, so viel Gold für sie zurückzugeben, als sie schwer wäre. „Du weissest ia noch nicht, ob sie schön sei, so, daß du vergnügt mit ihr leben könnest“ — gab ihm der Philosoph zur Antwort. „Ich habe ihr Bild gesehen, erwiederte der Liebhaber, nehmlich ihren Bruder.“ „Nun, versetzte der Vater, so must du in der Hitze nicht recht genau gesehen haben, sonst würde dich wenigstens ihr Gewicht von ihr zurückhalten.“

Während einer öffentlichen Vorlesung, welche Averroes einst hielt, trat ein Bedienter eines seiner Widersacher schnell herein, und flü-

sterte ihm etwas ins Ohr. Daß ihn das Gehörte sehr befremden müsse, konnte ihm Jeder ansehen, denn er veränderte plötzlich seine Gesichtsfarbe, er antwortete aber nichts, als Ja, ja. Derselbe Bediente kam hernach wieder, und bat ihn vor allen seinen Zuhörern um Vergebung, daß er ihm Schimpfworte zugeflüstert habe. „Gott segne dich, sprach er da, du hast gemacht, daß nun Niemand an meiner Gelassenheit mehr zweiflen wird.“ Darauf beschenkte er ihn, und entlies ihn mit den Worten — „Thu nie wieder einem Menschen so, wie du mir gethan hast.“

Averroes bekam zu einer Zeit, als er sehr grosmüthig geholfen hatte, von seinen Freunden bittere Vorwürfe darüber, daß er Leute unterstütze, von denen er doch wisse, daß sie ihn auf das höchste haßten; da gab er folgende ächtchristliche Antwort — — „Verwandten und Freunden helfen ist noch keine Tugend; Tugend ist, seinen ärgsten Widersachern helfen. Und — da ich mein Vermögen weder durch Betrug im Handel, noch durch Plünderung im Kriege, sondern durch Ausübung der Tugend, erwerbe, so laßts mich mit Tugend wieder vertheilen! Auch sehe ich, daß ich dabei gar nicht zu kurz komme; schon man-

chen Feind schuf ich dadurch zum Freunde für mich um." — —

Welche Züge eines wahrhaftigedlen Karakters! Würde nicht Christus selbst, wenn er auch nur die letzte Aeuserung des Averroes gehört hätte, ausgerufen haben — dieser Mann versteht sich besser darauf, wie man mich essen müsse, als die ganze römische Kirche?

Ein Glück für den Averroes, daß ihn diese Kirche nicht so in der Gewalt hatte, wie die muhamedanische, welcher er äusserlich zugethan war, und bei der er auch grosser Ketzereien wegen angeklagt ward. Anfangs zwar verbannte ihn Mansoe, der Regent von Marocko, auch, und es war nahe daran, daß ihm das Todesurtheil gefällt würde. Einige Richter aber, die selbst Lehrer waren, retteten ihn dadurch, daß sie einwendeten, es würde der muhamedanischen Religion zum Schimpfe gereichen, wenn es hiesse, ihre Lehrer wüsten Ursache zu suchen, einander ums Leben zu bringen. Der weise Mansoe horchte hierauf hoch auf, verurtheilte ihn blos zur vorgeschlagenen Kirchenbusse, und gab ihm hernach seine Freiheit wieder. Ja, Mansoe that in der Folge noch etwas weit Merkwürdi-

geres. Averroes war oberster Richter gewesen, und sein Nachfolger, ein Rechtgläubiger, beging so viel Ungerechtigkeiten, daß das Volk darüber in öffentliches Murren ausbrach. Was geschah? Mansoe, um die Ruhe und das Recht wiederherzustellen, berief den Ketzer Averroes zurück, und machte ihn wieder zum obersten Richter. Averroes gehorchte zwar, trat aber sein Amt nicht eher an, bis man ihn an allen erlittenen Verfolgungen für unschuldig erklärt hatte. „Wie war dir, fragte ihn hernach Jemand, in deinem Misgeschick?" Gut, erwiederte er, nur das Einzige that mir leid um Mansoe selbst, daß er mich blos falschen Zeugen eine Zeitlang aufopfern konnte.

Welch ein Mann — Averroes! welch ein Fürst — Mansoe! und welch ein Ketzergericht das Ketzergericht zu Marocko!!!

41.

Man kennt eine Frau, welche, ohne selbst gelehrt zu sein, der gelehrten Welt nützlicher gewesen ist, als alle noch so gelehrte Frauen zu-

sammen. Dis ist die Gattin des Grotius, eines der grösseſten Männer, welche unser Erdtheil erzeugt hat.

Grotius, der zu den vollkommeneren Menschen gehörte, und alle Seelenkräfte in gleich hoher Stärke besas — Grotius, der sich sehr frühzeitig ausbildete, und den Wissenschaften unaussprechlichviel versprach — Grotius sollte von seinem eigenen Vaterlande, nicht etwa nur verkannt, oder verstossen, sondern völlig unterdrückt und vernichtet werden. Verunglückter Staatsgeschäfte wegen, die dem Barnevold das Leben kosteten, ward er in einem noch nicht männlichen Alter zu ewiger Gefangenschaft auf dem Schlosse Löwenstein in der Provinz Holland eingesperrt. Marie von Regelsberg aber, welche ihm dahin folgte, rettete ihn durch beispiellose Weiberlist, und rettete dadurch zugleich die herrlichen Werke, welche noch ungeboren in seinem Geiste lagen, und die auf Löwenstein nie an das Tageslicht gekommen sein würden. Dafür verdiente sie nicht nur eine Ehrensäule im Tempel der Wissenschaften, sondern auch die Seligsprechung von allen Freunden derselben.

Daß sie hierauf nicht dachte, sondern nur aus Gattenliebe handelte, wollen wir gern glauben; aber desto besser! So hat sie sich selbst

eine Ehrensäule im Tempel der ehelichen Treue gesetzt, und so müsse sie von allen Weibern selig gesprochen werden. Als sie ihrem Manne nach Löwenstein folgte, verdammte sie sich freiwillig zur Gefangenschaft auf seine Lebenszeit mit ihm zugleich; als sie ihn aber von Löwenstein wieder wegbrachte, muste sie befürchten, an seiner Statt und ohne ihn Lebenslang gefangen zu sitzen. Die Art und Weise, wie sie seine Befreiung bewirkte, brachte es unumgänglich so mit sich; so gros also auch ihre Verschlagenheit dabei war, so kann man doch sagen, daß ihre Rechtschaffenheit noch grösser gewesen sei.

Grotius hatte die Freiheit, in seiner Gefangenschaft Bücher zu lesen. Er bekam sie aus dem benachbarten Grocum; so, daß ein grosser Kasten zum Transport derselben bald herüber, bald hinüber, ging. Die Wache war befehligt, diesen Kasten allemahl zu durchsuchen, ob sonst etwas, als Bücher, oder allenfals Wäsche, darin sich befände, lies ihn aber nach einiger Zeit uneröfnet durchgehen. Kaum bemerkte dis die schlaue Marie, so flüsterte ihr der Genius der wackern Weiber den glücklichsten der Einfälle zu, welchen ie ein Weib gehabt hat. Grotius muste die Probe machen, ob die Kiste lang ge-

nung für ihn wäre; sie war es. Grotius muste, nachdem sie einige Löcher am Kopfende gebohrt, versuchen, ob er so viel Stunden, als die Fahrt zu Wasser nach Gorcum währete, darin ausdauern könnte; er konnte es. Marie sas unterdessen auf dem Kasten, die Sanduhr in der Hand, und, als sie gemerkt, daß er sich zuweilen bewegt, bat sie ihn inständigst, auf dem Schiffe es nicht auch so zu machen, damit er nicht durch den, der sich etwa auf ihn setzte, verrathen würde. Nun kam die Zeit, daß der Befehlshaber der Wache zu verreisen pflegte. Sogleich ging Marie zur Frau desselben, klagte ihr, daß sie es nicht mehr mitansehen könne, wie ihr Mann sich in die gottlosen arminianischen Bücher so vertiefe, und eröfnete ihr, wie sie den Entschlus gefaßt, sie ihm alle wegzunehmen, und auf einmahl nach Gorcum zu schaffen. Die Erlaubnis dazu ward einer Frau von der andern gern gegeben, und Grotius legte sich in den Kasten. Wie ihm da sein mochte, als sein treues Weib den Deckel auf ihn legte?

„Ist die Kiste doch wahrhaftig so schwer, als wenn ein Arminianer mit Leib und Seele selbst darin stäke" — sprachen die Soldaten, welche sie fortziehen musten. „Nein, erwiederte Marie, ohne im geringsten dadurch

ausser Fassung zu kommen, es sind nur arminianische Bücher darin."

Grotius kam wohlbehalten nach Gorcum, und ward da bei einem Vertrauten abgesetzt, von da er, als Zimmermann verkleidet, das Winkelmas in der Hand, mit der Landkutsche nach Antwerpen abging, und sich dann nach Frankreich flüchtete, wo ihn Ludwig der Dreizehnte sehr gnädig aufnahm. Die Ursache hiervon ward vorzüglich, daß er von seinem Vaterlande ungeachtet seiner ausgestandenen anderthalbiährigen Gefangenschaft mit so vieler Achtung und Wärme sprach; als welches auf den König die tiefsten Eindrücke machte.

Marie berechnete, als sie ihren Mann nach Gorcum glücklich überschickt hatte, die Zeit, welche er brauche, um die französische Grenze zu erreichen, und gab unterdessen vor, daß er so krank sei, daß ihm iedes Geräusch, welches auch nur den Eintritt der Wache machen könnte, grosse Qual sein würde. Sobald sie ihn aber in Sicherheit glaubte, holte sie die Wächter selbst herein, und rief mit allem Stolze eines triumfirenden Weibes aus — sehet da, der Vogel ist euch aus dem Kefigt geflogen. Kaum war die Anzeige davon bei der Behörde geschehen, so ward beschlossen, ihr

als einer grossen Verbrecherin den Proces zu machen.

Grotius, als er in seiner Freiheit zum völligen Besinnen kam, fing an zu fühlen, daß seine Gattin an Herzensschönheit ihn übertreffe. Er schämte sich vor der ganzen Welt und vor sich selbst, ein solches Weib auf eine solche Weise verlassen zu haben, und wollte sich freiwillig in sein Gefängnis zurückbegeben, um nur wieder in ihrer Geselschaft zu sein. Er hat dis selbst an einen seiner Freunde geschrieben; und welche Frau verdiente auch wohl solche Zärtlichkeit mehr, als die, die ihre Treue so weit getrieben hatte?

Einige von den Richtern der Marie urtheilten kurz und gut, daß ihr der Wille geschehen, und sie lebenslang an dem Platze ihres Mannes gefangen sitzen müsse. Die übrigen aber, und zwar die Mehresten betrachteten ihre ausgeführte That von der richtigeren Seite. „Wir sind Männer, sprachen sie, und haben mit einer Frau zu thun, aber, mit einer Frau, die Kopf und Herz gezeigt hat, mit einer Frau, die ein erhabenes Beispiel ehelicher Liebe, die ohnehin so selten ist, aufgestellt hat, und die alle Welt dafür loben wird; läßt uns nur nicht dem Tadel der sie lobenden Welt Preis

geben!" Die Folge hiervon war, daß Marie von Löwenstein hingehen konnte, wohin sie wollte.

Das war ein Weib. Alle Amazoninnen, welche die alte und neue Geschichte aufzuweisen hat, sind nichts dagegen. Was mochte Grotius empfinden, als er so ein herrliches Herz wieder an das seinige drückte! Der erste Kus, welchen sie einander in ihrer beiderseitigen Freiheit wieder gaben, und der letzte Kus, den sie sich auf Löwenstein vor Bedeckung des Kastens gaben — welche allerhöchstverschiedene Küsse! aber — wie gehörten beide auch gewis unter die allerheiligsten Küsse, welche sich ie ein Menschenpaar gab! Dennoch stand bei beiden die Küsserin Marie in in höherer Heiligkeit da, als der Küsser Hugo.

42.

Baldus, einer von den Juristen des vierzehnten Jahrhunderts, die sich grossen Ruhm erwarben, war klein von Person. Er lehrete

die Rechte zu Perusa, zu Padua, und zu Pavia. Als er zum ersten mahle zu Pavia in den Hörsaal trat, schriee man von allen Seiten — ach, wie verkleinert der Anblick den Ruf! Mit voller Geistesgegenwart erwiederte er auf der Stelle — nur Geduld, die Geschicklichkeit wird bald den Ruf noch vergrössern. Dis machte einen solchen Eindruck auf alle Anwesende, daß Baldus auf der Stelle in ihren Augen Riesengrösse erhielt.

Die Folgezeit bewies, daß er keine blosse Prahlerei gesagt habe. Er fand viel Nebenbuhler zu Pavia, aber er überwand sie alle. Selbst Cassolus, der furchtbarste unter ihnen, welcher ihn zu einem förmlichen iuristischen Zweikampfe aufforderte, ward von ihm zu Boden gestreckt. Sein Ansehen gewann dadurch mit iedem Tage, und Niemand ist vieleicht für blosse Gutachten, welche er gab, theurer bezahlt worden, als Baldus. Die Dukaten flogen ihm zu Tausenden zu; er kaufte ein Landgut über das andere, und pflegte zuletzt auf einem Maulesel in den Hörsaal zu reuten.

Daß dabei nicht Alles auf die edelste Weise zugegangen, ist nicht zu leugnen. Wer kann

einen Mann wahrhaftig hochschätzen, der auf dem Grabe des Ruhms seines Lehrers das Gebäude seines eignen Ruhms aufzuführen sucht? Und — so that Baldus an seinem Lehrer Bartholus. Ebenso ists zwar wahr, daß er viel iuristische Gelehrsamkeit besas, und schon frühzeitig sein grosses Sachwaltertalent zeigte; aber es ist auch gleichfalls wahr, daß er das Rabbulistenwesen dabei trieb. Er war im Stande, seine eignen Einfälle als Gesetze anzuführen, verwickelte die Sachen ohne Noth, und stellte oft Alles auf blosse Spitzfindigkeiten. Man muste ihn fest bei der Stange halten, wenn man mit ihm zu thun hatte; denn er pflegte gern von der Hauptsache auf blosse Nebensachen überzuspringen, oder gar ganz fremde Dinge einzumischen, wodurch seine Widersacher leicht verwirrt wurden. Ganz besonders fehlte er darin, daß er sich so oft selbst widersprach, und daß er denselben Satz, welchen er heute widerlegte, morgen bewies, und umgekehrt. Er entschuldigte sich, wenn man ihm deshalb Vorwürfe machte, keinesweges mit der Schwäche seines Gedächtnisses etwa, sondern behauptete geradezu, daß der menschliche Verstand sich verändere, und daher heute so, morgen anders, urtheile. In der That —

eine sonderbare Art, sich über so etwas zu rechtfertigen! Das geschieht wohl, daß man, wenn man eine Zeitlang einer gewissen Meinung zugethan gewesen ist, hernach zur entgegengesetzten übergehe, ia, daß man am Ende auch doch wohl zur ersteren wieder zurückkehre; und dieses ist noch keinem Gelehrten zum Verbrechen gemacht worden. Was soll man aber dazu sagen, wenn ein Rechtsgelehrter unaufhörlich denselben Satz bald beweiset, bald widerlegt? Ist das wirkliche Veränderung seines Verstandes, oder ists nicht Sophisterei, welche unter der Oberherrschaft seiner Leidenschaft steht, die in iedem vorkommenden Falle erst darüber entscheidet, ob der Beweis, oder die Widerlegung, zu seinem Vortheile gereiche? Wenn also lauter solche Fälle für ihn kämen, in welchen der Beweis eines solchen Satzes der Parthie, der er dient, nützlich wäre, so bewiese er ihn immer; warum träfe sichs denn gar nicht, daß sich auch da sein Verstand zuweilen veränderte? Die Sache ist also — er fragt nicht, was ist wahr, was ist recht? sondern — was mus wahr, was mus recht sein, wenn mein Klient siegen soll? So fragt aber nicht der ehrliche Rechtsgelehrte, sondern der Rabbulist; iener weiset lieber solche Sachen

von sich, die Wahrheit und Recht nicht wirklich für sich haben.

Dis Alles nun bei Seite gestellt — genug, der kleine Baldus war ein furchtbarer Mann. So findet man es häufig, daß sich Gelehrte, die man ihrer kleinen Natur wegen verachtet, durch grosse Talente dafür rächen, und ihren Verächtern, wenn sie sie näher kennen lernen, Bewunderung abzwingen. Ja, es ist sonderbar, daß es weit mehr kleine Figuren unter den eigentlichen Gelehrten gibt, als grosse. Wer wirft da nicht die Frage auf, ob ihre Körperkleinheit von ihrer Geistesgrösse, oder ihre Geistesgrösse von ihrer Körperkleinheit herrühre? Für das Erstere schiene vieleicht ihr angestrengtes Studium von Jugend auf, und ihr sitzendes Leben dabei, zu sprechen, als wodurch der Körper verhindert werde, sich vollkommen zu entwickeln; doch könnte man auch erwiedern, daß dis mehr auf ihre Stärke, als auf ihren Wuchs, Einflus haben möchte. Das Letztere könnte man aus dem Bau des Körpers erklären, wenn man z. E. annähme, daß kleine Personen feiner organisirt wären, daß sich in ihnen Alles mehr zusammendränge, daß der Umlauf des Bluts bei ihm weniger Zeit brauche, und daß überhaupt alle körperli-

chen Funktionen, welche zu den Geistesverrichtungen erforderlich sind, bei ihnen schneller von statten gingen. Auffallend ist es in dieser Hinsicht wenigstens, daß die Kleinen mehrentheils die Grossen an Gegenwart des Geistes, an schleuniger Entschließung und an blitzschnellen Einfällen übertreffen. Wer weis, ob Baldus iene frapante Antwort auf der Stelle im Hörsaale zu Pavia gegeben haben würde, wenn er, statt so klein zu sein, sich zum Flügelmanne geschickt hätte?

So klein er war, so klein war auch sein Hund, den er bis zur Albernheit lieb hatte, und häufig küsste, der es aber zulezt mit ihm ebenso machte, wie er es mit seinem Gönner Bartholus gemacht hatte. Der Bologneser bis ihn nehmlich während eines Kusses, und er wuste nicht, daß der Hund toll war. Das Gift hielt sich lange still bei ihm; endlich aber brach es auf die traurigste Weise aus, und Baldus ward ein Opfer übertriebner Hundsliebe.

43.

Nicht genug, daß man den Wahn gehabt, die Menschen hätten ihre Künste von den Thieren

gelernt, wie z. E. die Baukunst vom Biber, die Weberkunst von der Spinne, die Staatskunst von den Bienen, u. s. w.; man hat uns auch zu den Thieren in die Schule schicken wollen, um die Sittenlehre bei ihnen zu lernen. „Verfolget, mordet einander nicht, hat man gesagt, keine Krähe hackt der andern die Augen aus, kein Wolf fällt den andern an, kein Löwe zerreisst den andern.“ Horatz brauchte dieses Argument gegen die Römer, in Ansehung ihrer Bürgerkriege unter einander, und hielt es für so erstaunend stark, daß er glaubte, seine Mitbürger müsten sich dadurch so beschämt fühlen, daß sie kein Wort darauf antworten könnten. Juvenal legte dasselbe allen Menschen ans Herz, und berief sich sogar auf die Eintracht der Schlangen.

Behandelt man aber nicht den Menschen unter seiner Würde, wenn man ihn auch nur auf irgend einer Seite seiner Ausbildung zu einem Schüler der Thiere macht? Es ist schon ein Irrthum, wenn man glaubt, die Vernunft, welche ihre Arbeiten ewig vervollkommnen kann, hätte von dem blossen thierischen Kunsttriebe gelernt, der ein ewiges Einerlei in seinen Arbeiten hervorbringt; aber noch weit ungereimter ists, das menschliche

Gewissen zu dem blossen thierischen Instinkte in die Lehre zu verweisen.

Es ist wahr, es klingt stark, wenn man zu einem auf eine grobe Art schlechthandelnden Menschen spricht — thu nicht so, die Thiere beschämen dich; wenn aber ein solcher Mensch klug ist, so wird er statt derienigen Thiere, welche man ihm zu seiner Beschämung nennt, bald andere anzuführen wissen, die wirklich so thun, wie er thut, und die er dann, wenns so gemeint ist, daß er von den Thieren lernen solle, zu seiner Rechtfertigung gebrauchen kann.

Horatz und Juvenal z. E. berufen sich, um die Menschen zur Eintracht zu bewegen, auf die Eintracht der Wölfe, Löwen und Schlangen. Die Frage wäre schon, ob sie die Arten von Thieren in ihrer Freiheit gehörig zu beobachten Gelegenheit gehabt hätten; an den Krähen wenigstens, auf die man sich deshalb auch beruft, können wir es auf iedem Schindanger sehen, daß sie sich auf todten Pferden wacker herumbeissen. Doch — dis sei; wenn nun ein iachzorniger, rach- und blutgieriger Mensch erwiederte — „auf den Platz, wo ihr Wölfe, Löwen und Schlangen stellet, stelle ich Hähne, Hunde und Stiere

hin; habt ihr im Ernst noch kein Stiergefechte gesehen, so habt ihr doch wohl schon Doggen, die sich zerfleischten, auf der Strasse auswei- chen, und eure eignen Hofhähne, blutend an den Kämmen, aus einander bringen müssen. Ja, sehet sogar eure Tauben — diese so sanft- müthiggepriesenen Vöglein — an; schlagen sie sich einander nicht oft genug mit den Flü- geln?" was wollten Horatz und Juvenal ant- worten? Das Beste, was sie thun könnten, würde doch wohl sein, das sie ihr Argument zurücknähmen, und die Thierschulthüre sorg- fältig vor Menschen wieder verschlössen.

Kaiser Sigismunds Gemahlin führte einst wirklich eine solche Gegensprache. Der Ver- rätherei gegen ihren Gemahl überwiesen, hatte dieser sie zu ewiger Gefangenschaft verdammt; er starb aber früher, als sie, und so verschafte ihr sein Tod die Freiheit wieder. Kaum sah sie sich wie- der frei, so dachte sie auf nichts geschwinder, als sich von neuem zu vermählen. „Ihro Ma- iestät, sprach Jemand, geruhen sich doch an die Turteltauben zu erinnern, welche sich nach dem Tode ihres Täubers nie wieder paa- ren!" Zu den Tauben also schicket ihr mich in die Schule? erwiederte Barbara, gut, ich will hingehen, aber nicht zu den Turtel-

tauben, sondern zu den Trommeltauben, oder zu den Feldflüchtern, oder zu was für Tauben es sonst sein mag; dieser aller Beispiel ist für mich." Hier entkräftete also sogar die grössere Zahl der Gegenfälle das Argument.

In der That, die Thierschule wäre die abscheulichste Sittenschule, und es gäbe keine Scheuslichkeit, gegen die die Gesetze nicht hart genug sein zu können glauben, welche alsdann nicht ohne Scham und Scheu begangen werden durfte. Würgt nicht der Kater seine eigenen Kinder? Frisst die Sau die ihrigen nicht sogar? Und gesetzt, die Zucht und Ehrbarkeit, welche man den Elefanten nachrühmt, wäre wahr, ist ein unflätiger Verstos gegen sie zu denken, den nicht andere Thierarten in Menge begängen?

Es hilft nichts, wenn man dem, welchen man erst zu den Thieren in die Schule schickt, sagen wollte — solche Abscheulichkeiten must du nicht begehen, die Thiere sind Thiere, du aber bist ein Mensch. Was wollte man antworten, wenn er diese Vorstellung umkehrte, und bei dem Guten der Thiere, worauf man ihn verweiset, auch spräche — die Thiere sind Thiere, ich mus das Gegentheil thun, denn ich

bin ein Mensch —? In der That, es gibt Beispiele genug hiervon in der Geschichte, die bis ins Schändliche gehen.

Man würde also auf ieden Fall wenigstens die Nachahmung des Guten der Thiere, nur darum empfehlen dürfen, weil es Gutes sei; wodurch wird nun aber ausgemacht, ob etwas gut sei? Geschieht dis nicht nach sittlichen Grundsätzen, welche unsere Vernunft bestimmt? Nun, warum soll denn der Mensch nicht lieber nach diesen sich gleich richten, sondern erst noch zu den Thieren in die Schule gehen, über deren nachzuahmende und nicht nachzuahmende Handlungen er doch erst nach selbigen urtheilen müste? Heisst dis nicht statt des kürzesten Weges den längsten wählen? So ists das Beste — man schliesse die Thierschule für den Menschen zu, und bilde sein eigenes sittliches Gefühl aus, welches ihn dann bei allem seinem Thun auf das richtigste leiten wird!

44.

Die glänzendste Regierung, welche vieleicht ie geführt worden, schlos sich auch auf das bei-

spiellostraurigste. Elisabet, Englands Königin, die im Leben die Bewunderung der Welt erregt hatte, erregte durch ihren Tod das Entsetzen der Welt; sie starb in der allertiefsten Schwermut. Man kann die Beschreibung davon nicht lesen, ohne bei sich selbst zu denken — — so ists dann im Menschenleben, wie in der Natur, daß der Fall von der höchsten Höhe auch zugleich der Fall in die tiefste Tiefe wird.

Viele vermutheten gleich anfangs, daß die von ihr verfügte Hinrichtung des Grafen von Essex, der gegen ihre alternde Schönheit Verachtung bezeigt hatte, die Ursache ihres zerrütteten Seelenzustandes gewesen sei. Andere zweifelten aus dem Grunde hieran, daß sie nach seinem Tode lange noch immer so heiter gewesen sei, als sonst. Hierdurch würde iedoch iene Vermuthung noch gar nicht entkräftet werden; denn es ist wohl nichts gewöhnlicher, als daß das Gewissen bei solchen Personen, die in immerwährenden glänzenden Zerstreuungen leben, erst spät erwache. Du Maurier aber hat es ausser allen Zweifel gesetzt, das der Tod des Grafen von Essex die unheilbare Schwermut der Königin wirklich zu Wege gebracht habe, und seine Erzählung davon erklärt es auch zu-

gleich noch auf eine ganz besondere Weise, wie es zugegangen, daß Elisabet sich selbigen erst so spät zu Sinne gezogen.

In den Tagen, in welchen ihre Liebe zum Grafen am heftigsten war, schenkte sie ihm einen Ring mit der Erinnerung, ihn auf das sorgfältigste zu verwahren, weil er, und wenn er auch ie das grössesté Verbrechen gegen sie begehen könnte, durch Zurückgebung desselben Vergebung dafür von ihr erhalten solle. Als sie ihm nun hernach den bekannten Proces machen lies, hatte sie nichts weniger, als seine wirkliche Hinrichtung beschlossen, sondern stand in der natürlichsten Erwartung, daß der Graf von dem Ringe Gebrauch machen werde. Essex schickte den Ring nicht zurück. Darüber ward sie so aufgebracht, daß sie ihn als einen so verstocktstolzen Mann, der sie nicht einmahl würdige, zu ihrer Gnade seine Zuflucht zu nehmen, zum Tode verurtheilen lies. Man denke sich das allerheftigste Gefühl des gekränkten Ehrgeitzes einer sich für so beleidigt haltenden königlichen Liebhaberin; ists da nicht erklärt genug, daß sie so lange nach der Hinrichtung des Essex nicht das geringste Mitleid für ihn empfand? Vieleicht würde sie es auch sterbend nicht empfunden haben, wenn sich

nicht etwas für sie ganz Unerwartetes noch ereignet hätte.

Die Admiralin Haward, eine nahe Verwandtin des hingerichteten Essex, lies von ihrem Todbette der Elisabet zu wissen thun, daß sie ihr noch ein Geheimnis von der grössesten Wichtigkeit zu entdecken hätte. Elisabet verfügte sich zu ihr, und die Haward gab ihr den besagten Ring mit der Aeuserung zurück, daß sie nichts mehr bedaure, als daß sie ihr selbigen nicht zu rechter Zeit hätte wiedergeben dürfen. Elisabet erschrack, und begehrte eine deutlichere Erklärung hierüber.

„Als mein armer Freund sein Leben in der grössesten Gefahr sah, schickte er mir in geheim den Ring zu, und lies mich auf das flehentlichste bitten, selbigen sofort Ihnen zu eigenen höchsten Händen zuzustellen. Ich war so unbedachtsam, dis meinem Manne zu erzählen, da ich doch wuste, daß er einer seiner ersten Feinde war; mein Mann hielt mich davon ab, und so habe ich doch nun nicht sterben wollen, ohne mich meines Auftrags noch zu entledigen."

Die Admiralin verstand das Geheimnis, welches mit der Zurückgabe des Ringes verbunden gewesen war, freilich nicht; sonst würde

sie ihn gewis entweder in grössester Verschwiegenheit an dem bestimmten Tage, oder nun nie, der Königin überreicht haben. Elisabet aber ward wie von einem Blitzstrahle gerührt, und ging nun mit gleicher Heftigkeit zu den ganz entgegengesetztesten Empfindungen für den Essex über. Das Herzzerreissendste Mitleid mit ihm überfiel sie; sie begab sich auf der Stelle vom Bette der Admiralin weg, eilte auf ihr Zimmer, versagte sich alle Nahrungsmittel, fiel in völligen Wahnsinn, und endigte in selbigem ein Leben, das das schönste Stück der ganzen Geschichte von England gewesen war.

45.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts trat eine Sekte auf, die man die Gewissenhaften nannte. Welch ein ehrwürdiger Nahme! könnte man sagen; sollte es einen guten Menschen geben, der sich nicht mit Freuden zu ihr bekennte? In einem so rühmlich anziehenden Sinne ward aber die Benennung nicht genommen.

Der Stifter dieser Sekte, Knuzen, ein Hollsteiner von Geburt, behauptete geradezu, daß es keinen andern Gott, und keine andere rechtmässige Obrigkeit gebe, als — das Gewissen. Diesen Satz trug er nicht nur öffentlich in einem Briefe, von welchem er überall Abschriften verbreiten lies, vor, sondern er reisete auch weit und breit umher, um Gläubige an selbigen zu werben. Er pflegte dabei mit der Menge seiner Anhänger sehr zu prahlen, und seine Grossprecherei ging einst so weit, daß er sagte, es gebe keine wichtige Stadt in Europa, in welcher seine Heerde nicht existirte, und zu Jena allein wären siebenhundert, theils Studenten, theils Einwohner, die sich zu ihr hielten. Ob er nun gleich bald unter die Narren gerechnet ward, welche zum Tollhause reiften, so gab man sich doch die Mühe, ihn zu widerlegen. Besonders machte sich Musäus, ein Professor zu Jena, dieses zur Pflicht, um dabei zugleich den guten Ruf zu retten, um den er die dasige Universität durch sein Vorgeben bringen könnte.

Es ist allerdings wahr, daß man den vollkommenen Tugendhaften nicht erhabener schildern könnte, als wenn man sagt, daß er ein

Mensch sei, dem sein Gewissen Alles in Allen ist. Was kann uns zu grösseren Ruhme gereichen, als wenn wir von den Gefühlen unserer grossen Bestimmung zum Guten so innigst durchdrungen sind, daß es, um uns vom Bösen abzuhalten, keiner Obrigkeit bedürfte, und daß wir auch dann kein Böses thun würden, wenn auch sogar kein Gott wäre? Vieleicht waren es diese Gedanken, von welchen Knuzen anfangs ausging; wäre er, wenn dis der Fall gewesen, dabei stehen geblieben, so hätte er die ehrwürdigste aller Sekten gestiftet. Zu sagen aber, das Gewissen ist Gott, ist ebenso baarer Unsinn, als wenn Jemand spräche, die Welt wäre Gott; und ieder andern Obrigkeit, als dem Gewissen, die Rechtmässigkeit absprechen, heisst das ganze gesellschaftliche Wohl aufs Spiel setzen.

Das Gewissen ist Gottes Stimme; — wer so spricht, der spricht etwas sehr Vernünftiges. Eben durch unser Gewissen kommen wir so gut auf Gott, als durch die Betrachtung der Welt. So oft wir ein recht inniges Gefühl von der Schönheit des Guten haben, ergreift uns auch eine geheime Ahnung, daß es ein Wesen gebe, welches in der vollkommensten Liebe zum Guten die vollkommenste

Seligkeit findet. Wem es nicht so geht, um dessen Gewissen selbst steht es noch nicht so, wie er sich einbildet. Kann es überhaupt auch wohl mit wahrer Gewissenhaftigkeit bestehen, wenn ein Mensch, gesetzt auch, daß er ein überzeugter Gottesleugner wäre, seine Gottesleugnung zu verbreiten sucht, da er doch einsehen mus, daß die Gewissenhaftigkeit der Mehresten seiner Nebenmenschen mit dem Glauben an Gott zugleich ein Ende haben dürfte?

Ebenso auch, wer da spricht — mein Gewissen geht mir noch über die Obrigkeit — der spricht gleichfalls etwas sehr Vernünftiges. Er bleibe dabei, und lasse sich diese Sprache vollen Ernst sein; so wird er auch da rechtschaffen sein und handeln, wohin der Arm der Obrigkeit nicht reicht, und das Auge der Obrigkeit nicht blickt. Welcher Wahnwitz aber, das Gewissen für die einzige rechtmässige Obrigkeit erklären zu wollen! Ist dis nicht eben so viel, als glauben, daß die bürgerliche Gesellschaft ohne Obrigkeit bestehen könne? Eben darum, weil das Gewissen der wenigsten Menschen so ausgebildet ist, daß sie seinen Geboten ohne Widerrede Folge leisten, ist Obrigkeit schlechterdings nothwendig. Es ist wahr,

auch da allenthalben, wo diese ist, wo sie verbietet und straft, werden Bosheiten aller Art verübt; wie würde es aber vollends aussehen, wenn sie nicht wäre, nicht verböte und strafte? Wenn doch die Menschen auch sogar unter Obrigkeit nicht einmahl ihrem Gewissen folgen, wie würden sie ihm folgen ohne Obrigkeit! Leider sind Viele mit ihrem Gewissen bald fertig, wie sie es auch mit Gott bald sind; mit der Obrigkeit aber können sie nicht so leicht fertig werden, und, wenn sie dann auch durch Furcht vor Obrigkeit nicht tugendhaft werden, so hält sie diese Furcht doch ab, Andern schädlich zu werden.

Musäus that also sehr wohl daran, daß er die Universität Jena von dem Vorwurfe zu befreien suchte, daß schon mehrere Hunderte der daselbst Studirenden von der Sekte der sogenannten Gewissenhaften wären. Wenn sichs wirklich so verhalten hätte, wären sie es durch Knuzens Brief, oder durch ihre Lehrer geworden, die mit Knuzen einstimmten. In beiden Fällen aber — welcher vernünftige und wackere Vater würde weiter einen Sohn nach Jena geschickt haben?

46.

Viele haben die Art, auf welche ein gewisser alter Philosoph, der die Bewegung leugnete, vom Diogenes widerlegt worden, sehr treflich gefunden. Diogenes nehmlich, der eben sas, als Jener in einer grossen Gesellschaft seine absonderliche Meinung vortrug, soll, ohne ein Wort zu erwiedern, plötzlich aufgestanden und vor ihm auf und niedergegangen sein. Nun kann man zwar immer glauben, daß eine so höhnische Widerlegung, die zugleich so handgreiflich zu sein schien, das Gelächter der ganzen Geselschaft erregt haben möge; gewis aber hat der Philosoph in seinem Herzen noch mehr über die ihn verlachende Geselschaft gelacht, und zwar mit vollem Rechte. Hatte er denn etwa noch keinen umhergehenden Menschen gesehen? Er leugnete ia nicht den Schein der Bewegung, sondern ihre Wirklichkeit; was bewies aber das Umherwandeln des Diogenes weiter, als blos ienen? Es war eine Erscheinung für die Augen mehr; und so blieb immer die Frage unaufgelöset, ob nicht diese, und alle dergleichen Erscheinungen blosse Täuschung wären.

Weit besser gelang es dem Arzte Herophilus, den Sophisten Diodorus, der auch die Bewegung leugnete, ins Blosse zu stellen. Diodorus hatte sich die Achsel verrückt, und ersuchte den Herophilus, sie ihm wieder einzurichten. „Wunderlicher Mann, erwiederte dieser, deine Achsel kann ia nicht verrenkt sein; denn sie hat weder den Platz, wo sie gewesen, noch den Platz, wo sie nicht gewesen, verlassen."

Man mus nehmlich wissen, daß Diodorus auf folgende Weise die Bewegung zu bestreiten pflegte — -- „Wenn sich ein Körper wirklich bewegte, so müste er es thun entweder an dem Orte, wo er ist, oder an dem Orte, wo er nicht ist. Wer wird es aber begreiflich finden, daß er sich da bewege, wo er nicht ist? Wo etwas nicht ist, da kann es weder wirken, noch auf sich wirken lassen. Folglich müste die Bewegung des Körpers an dem Orte geschehen, wo er ist. Aber auch dis ist ein völliger Widerspruch; denn indem ihr saget, daß er in dem Orte sei, sagt ihr ia auch zugleich, daß er nicht herausgehe."

Diodorus, der sich auf dieses Sophism nicht wenig einbildete, fand sich durch die Anwendung desselben auf seine verrenkte Achsel

äuserst betroffen, und bat den Herophilus um Alles, solches nicht weiter in Erwähnung zu bringen, sondern so geschwind, als möglich, die Achsel wieder in den Ort zu rücken, aus dem sie herausgegangen wäre.

47.

Apelles ward von Alexander, dem Grossen, so ausgezeichnet, daß er allein die Erlaubnis, ihn zu mahlen, erhielt. Dennoch erzählt man mehr, als eine Grobheit, von ihm, welche er sich gegen diesen König erlaubt haben soll.

Alexander, heisst es beim Plinius, der oft den Apelles in seiner Werkstäte besuchte, habe einsmal ein Gespräch mit ihm daselbst über die Mahlerei geführt, welches weder seinem Geschmacke, noch seiner Kunstkenntnis, Ehre gemacht. Apelles soll dasselbe dadurch abgebrochen haben, daß er zu ihm gesagt = Schweig doch lieber; sogar, meine Bursche da, die die Farben reiben, lachen dich aus.

Ebenso erzählt Aelian, daß Alexander, den Apelles zu Pferde gemahlt hatte, das Gemählde hernach nicht so bewundert habe, wie

es der Künstler erwartet hatte. Apelles soll darauf ein Pferd haben herbeiführen lassen, und da dieses das gemahlte Pferd angewiehert, als wenn es ein wirkliches Pferd sähe, soll er zum König gesagt haben — müste man nicht meinen, daß dieses Pferd sich besser auf Mahlerei verstehe, als du?

Sind diese Erzählungen wahr, so sind sie auch ein Beweis mehr davon, daß Genie und Rohheit der Sitten bei einander sein können, und daß nichts über den sich beleidigt fühlenden Künstlerstolz gehe. Gewis ists übrigens, daß Apelles stolz darauf sein konnte, daß seine Gemählde die höchstmöglichste Aehnlichkeit zu haben pflegten. Den Nachrichten, welche wir hiervon haben, können wir ohne Bedenken Glauben beimessen.

So nahm Apelles einst einen Wettstreit darüber mit andern Mahlern auf, wer von ihnen das vollkommenste Pferdegemählde liefern würde. Als über die vollendeten Gemählde geurtheilt werden sollte, erfur er, daß seine Nebenbuhler die Kunstrichter bestochen hätten. Sofort that er den Vorschlag, daß man lieber Pferde selbst über die Kunstwerke entscheiden lassen möchte. Wirklich wurden also Pferde herbeigebracht, und diese wie-

herten nicht eher, als bis sie das Pferd des Apelles erblickten. Vielleicht, daß dieser Vorgang es ist, der zur Erzählung des obigen Vorgangs mit dem Alexander blos Gelegenheit gegeben hat.

Man ist so weit gegangen, uns die Kunst des Apelles, nach dem Leben zu treffen, zu beschreiben, daß man uns die Nachricht hinterlassen hat, daß dieienigen, welche aus den Gesichtern der Menschen die Schicksale der Menschen lesen zu können vorgaben, keinen Anstand genommen hätten, sich zu diesem Behufe seiner Zeichnungen statt der Menschen selbst zu bedienen.

Hieran mag nun etwas Wahres sein, oder nicht, so wäre folgende Erzählung allein schon im Stande, uns von der Geschicklichkeit des Apelles im Treffen einen grossen Begrif zu machen. Auf einer Seereise überfiel ihn einst ein heftiger Sturm, und er muste zu Alexandrien in Egipten, wo damals Ptolomäus der Erste herrschte, einlaufen. Dieser König war ihm weniger gewogen, als Alexander. Man wuste dis, und spielte ihm einen bösen Streich daselbst. Es kam Jemand, der ihn auf königlichem Befehl nach Hofe zur Tafel einlud. Apelles stellte sich ein. Kaum erblickte ihn

Ptolomäus unter den Gästen, so gerieth er in den heftigsten Zorn über seine Gegenwart. Der Künstler berief sich darauf, daß er eingeladen worden sei. Zeig mir den, sprach der König, der dir die Einladung gebracht hat. Apelles sah sich überall um, aber vergeblich; der Schelm, welcher ihn hintergangen, war schlau genug gewesen, die Gefar für sich zu ahnen, und sich entfernt zu halten. So forderte er eine Kohle, und zeichnete damit seinen Einlader so genau an die Wand, daß ihn Ptolomäus gleich an den ersten Zügen erkannte.

Man kann gleich voraussehen, daß eine solche Festigkeit nur durch die unablässigste Uebung entstanden sein könne; aber auch hiervon haben wir die zuverlässigste Nachricht. Nichts, es mochte sein, was es wollte, Geschäft, Freundesbesuch, oder Vergnügen, war im Stande, den Apelles dahin zu vermögen, daß er seinen Pinsel auf einen einzigen Tag ungebraucht liegen liesse.

So, nur so bilden sich grosse Männer in allen Fächern! O daß alle iunge Leute von Genie dem Apelles hierin nachahmten! Man könnte zwar sagen, daß auf einen einzigen Tag nichts ankommen werde, ob man sich an selbigem in seiner Kunst und Wissenschaft übe, oder nicht;

wie leicht aber werden hernach aus einem solchen Tage zehen! Das sicherste Mittel, nie auf lange Zeit seine Studien zu vernachlässigen, ist, daß man sichs zur unverbrüchlichen Regel mache, sie nie auf einen einzigen Tag ganz auszusetzen.

48.

Es gibt Fälle, wo man mit allem Anstande seine guten Handlungen und Hülfleistungen sich theuer bezahlen lassen kann, und sie sogar so lange aufschieben darf, bis man der Bezahlung dafür gewis ist.

In einem solchen Falle befand sich der Arzt Dexippus, von der Insel Cos gebürtig, als ihn der König von Carien, Hekatomnus, seinen Söhnen Beistand zu leisten aufforderte, welche so tödlichkrank waren, daß sie von allen seinen Aerzten schon aufgegeben wurden. Hekatomnus führte zu derselben Zeit Krieg wider die Insel Cos; so versprach Dexippus zwar, die Söhne desselben zu heilen, aber nur unter der Bedingung, daß unverzüglich der Krieg

aufhöre. Der Krieg hörte wirklich auf; und Dexippus heilte glücklich die Kranken.

Man könnte diesem Arzte vieleicht den Vorwurf machen, daß er sich der Gefar ausgesetzt, eine Unmenschlichkeit zu begehen, und zwei Prinzen hülflos sterben zu lassen, weil es doch möglich war, daß ihr Vater die Bedingung nicht einginge. Nun, so wäre dis nicht des Dexippus, sondern des Vaters, Schuld gewesen; die Bedingung, welche iener sezte, war ia von der Art, daß dieser nur wollen durfte, so war sie erfüllt. Schäzte Hekatomnus das Leben seiner zwei Söhne so hoch, so durfte Dexippus das Leben seiner ganzen Mitbürgerschaft noch höher schäzen; und, war Hekatomnus ungrosmüthig genug, Hülfe für seine Familie bei einem Manne zü suchen, dessen Vaterlande er das Verderben drohete, so erschien Dexippus desto grosmüthiger, wenn er für die Hülfe, welche er dem Hause des karischen Königs leisten sollte, weiter nichts zur Belohnung forderte, als daß sie auch Hülfe für sein Vaterland wäre.

Man könnte vieleicht fortfaren und sagen, daß Dexippus also doch wenigstens vom Eigennuze nicht freizusprechen sei, weil er dadurch, daß er für sein Vaterland gesorgt, auch zu-

gleich für sich gesorgt habe; wie leicht ist aber auch dis zu widerlegen! Wenn er die Bedingung nun nicht gesetzt, sondern ohne Weiteres die Kur der Prinzen vollbracht hätte, durfte er nicht auf die königlichste Belohnung für sich rechnen? Wer konnte ihm aber wehren, so zu thun? doch wohl nur er selbst? Und wenn seine vaterländische Insel hernach nie etwas wieder hätte von ihm wissen wollen, konnte er nicht am Hofe des Hekatomnus ruhig leben, und über die Leute auf Cos allerseits lachen? Dann, ja, dann, wenn er so gehandelt hätte, hätte er eigennützig, schmutzig eigennützig gehandelt; so aber, da er weiter keinen Lohn, als die Ruhe des Eilandes, auf dem er geboren war, begehrte, nicht. Hatte er dann in der Folge hiervon einigen Vortheil, so verhielt sich dis doch gewis nur wie Eins gegen Tausend dagegen, wenn er ohne alle Rücksicht auf sein Vaterland sich für seine geglückte Kunst vom Hekatomnus hätte bezahlen lassen.

Es wäre zu wünschen, daß alle Menschen, welche in Lagen kommen, die nur die geringste Aehnlichkeit mit der Lage des Dexippus haben, so sich benähmen, wie Dexippus. „Ich helfe dir nicht eher, bis du hilfst" — Dieser Grundsatz, so schändlich er wäre, wenn

es Hülfe für uns selbst beträfe, ist oft einer der wackersten, wenn es Hülfe für Andere betrift. Er werde angewendet bei allen denen, welche durch nichts zu bewegen sind, Andern Dienste zu leisten, die nicht nur in ihrer Macht sind, sondern die ihnen auch nicht einmahl schwer werden. Sobald diese selbst in die Lage kommen, daß sie Diensterweisung begehren müssen, sollten sich alle gute Menschen vereinigen, ihnen nicht eher zu Willen zu sein, bis sie ihrerseits als Menschen ihre Schuldigkeit gethan, oder sie doch unter hinlänglicher Bürgschaft zu thun versprächen. Warum sind sie solche Unholde, daß sie das Gefühl eigener Hülfsbedürftigkeit nicht zur Menschenfreundlichkeit stimmen kann? Gern werden sie alsdann das Gute, wenn sie es thun, freilich nicht thun; dis schadet aber nur ihnen, und sie sind selbst daran Schuld; — wird doch das allgemeine Beste befördert. Den Leuten auf Cos konnte es einerlei sein, ob Hekatomnus gern Frieden mache, oder nicht; genug, sie hatten nun Frieden, und dankten ihn der Grosmuth des Dexippus.

49.

Nicht immer ists die Folge, daß dieienigen, welche fast lebenslang in Hader und Streit verwickelt sind, auch streitsüchtige Menschen wären. Mancher kann vielmehr den Frieden auf das innigste lieben; er ist aber einmahl dazu bestimmt, immer mit Leuten zu thun zu bekommen, deren Meinungen er nicht beipflichten kann, und deren Handlungen er durchaus nicht gutheissen darf. Besonders ist dis mit Gelehrten nicht selten der Fall. Wenn diese mit tieferem Blick in die Wahrheit auch Bidersinn verbinden, dabei aber zugleich überall mit Vertheidigern des Irrthums umgeben werden: so geht es ihnen bei der höchsten Geneigtheit zum Vertrage, wie es dem Melanchthon ging.

Ja, Melanchthon war eins der redendsten Beispiele davon, daß man bei der höchsten Abneigung von allen Streitigkeiten dennoch immerdar in Streit leben müssen könne. Blos der grosse Kampf zwischen Wahrheit und Irrthum, welcher zu seiner Zeit in der deutschen Kirche geführt ward, und in den ihn seine Gelehrsamkeit verwickelte, ward die Ursache, daß sein äuserlicher Zustand seinen sanften Ge-

müthseigenschaften so ganz widersprach. Und, ob er gleich selbst in diesem Kampfe nur noch mehr Gelegenheit bekam, seine Liebe zum Frieden ausser allen Zweifel zu setzen, so ward ihm doch nicht eher Friede zu Theile, als bis er in der Schloskirche zu Wittenberg, neben Luthern, an dessen Seite er den Kampf geführt, eingesenkt ward.

Ganz Deutschland nicht nur, sondern ganz Europa war von seinem sanftmüthigen Geiste überzeugt; und, wie er es an nichts fehlen lassen, diese allgemeine Ueberzeugung zu bewirken, so empfing er auch die stärksten Beweise davon, daß er sie bewirkt habe. Die Könige von Frankreich und England luden ihn zu sich ein, um sich seines Raths zu bedienen, ob er ihnen gleich nicht willfaren konnte. Besonders freute sich Francisckus der Erste darüber, daß Melanchthon ihm Hofnung machte, wirklich an seinen Hof sich zu begeben, um den Kirchenfrieden in Frankreich wiederherstellen zu helfen, und lies mit seinen Einladungen deshalb an den berühmten Leisetreter nicht eher nach, bis der Churfürst von Sachsen ihm selbst erklärte, daß er in die Reise desselben zu ihm nicht willigen könne. Selbst beim römischen Stuhle stand Melanchthon durch seine

Liebe zum Frieden in nicht geringem Ansehen; denn man schlos sehr richtig, daß es blos diese sei, welche ihn angetrieben habe, daß man über die Beibehaltung zu rathen solcher Cerimonieen, die nicht wirkliche Abgötterei wären, kein Aufhebens machen, und immerhin einige Unterwürfigkeit sich gefallen lassen möchte, sobald sie nicht dem Gewissen zuwider wäre. Man achtete deshalb sehr darauf, wenn reisende Deutsche Empfehlungsschreiben von ihm mitbrachten, und erwies ihnen die Höflichkeit, welche man ihm selbst gern erwiesen hätte. Bei so einer Gelegenheit geschah es einmahl, daß der Cardinal Bembus sich nach Melanchthons Besoldung erkundigte; und, als er von drei hundert Gulden hörte, ausrief — o des undankbare Deutschlands, das einen so grossen Mann so schlecht belohnt! Derselbe Cardinal erkundigte sich dann auch, ob Melanchthon an ein künftiges Leben glaube, und, als man ihm dis versicherte, erklärte er, daß er ihn noch höher schätzen würde, wenn er nicht daran glaubte.

Wer im geringsten noch an Melanchthons Widerwillen gegen alle die Religionsfehden, in welche er verwickelt ward, zweifeln könnte, der lese den Vorgang, welchen er mit seiner Mut-

ter hatte. Er besuchte diese von Speier aus, wo er eben auch berühmten Verhandlungen beiwohnte, und, als er von ihr gefragt ward, was für eine Parthie sie bei den überhand nehmenden Uneinigkeiten als seine Mutter ergreifen sollte, nahm er davon, daß sie ihm ihr gewöhnliches katholisches Gebet, welches nichts Abergläubisches enthielt, hersagte, Gelegenheit, ihr zu erwiedern — „Bete und glaube so fort, und kehre dich an alle die Streitigkeiten nicht.“ Was dann doch ein Sohn zu seiner Mutter sagt, das geht ihm gewis von Herzen.

Wer sollte es glauben, daß ein so friedliebender Mann erst im Grabe Frieden finden könnte? Dennoch ist dis wahr, und Melanchthon hat in seinen letzten Stunden selbst gestanden, daß ihm sein Tod darum vorzüglich willkommen sei, weil er ihm endlich das gewähre, was er durch nichts, auch durch das höchste Nachgeben nicht, hätte erhalten können, nehmlich — Sicherheit vor den Anfällen der Theologen. — — Niemand scheue daher den Vorwurf der Streitsucht, wenn ihn das Loos trift, unaufhörlich in Lagen zu kommen, wo er für die gute Sache streiten mus. Was kann er dafür? Soll er,

damit es nicht heisse, er streite immer, die gute Sache aufgeben? Nein, er streite nur mit Melanchthons Sanftmuth, so erscheint er in den Augen der Nachwelt nicht als ein Mann, der keine Ruhe hielt, sondern als ein Mann, dem man keine Ruhe lies.

Wollte übrigens Jemand die Frage aufwerfen, warum es so sein müsse, daß das Streiten für die gute Sache an Männer komme, welche kein Wohlgefallen an Streitigkeiten haben: so ist die Antwort darauf Jedem, der an eine höhere Weltregierung glaubt, leicht. Es kommt darum an sie, weil bei ihnen nicht zu fürchten ist, daß sie mit übertriebener Hitze den Streit führen werden, als wodurch auch die beste Sache zu verliehren pflegt.

50.

Esop, der zu sagen gewohnt war, daß Prometheus den Koth, aus welchem er die Menschen gebildet, mit Thränen angefeuchtet habe, und der als Lehrer der Weisheit so berühmt ward, daß Plato seine Fabeln den Kindern

schon von den Ammen beigebracht wissen wollte, hatte doch eine doppelte Weisheit, wenn's zur Sprache kam, und sah erst den Mann an, mit dem er sprach.

Chilo, einer der sieben Weisen Griechenlands, fragte ihn einst — was macht unser Vater Jupiter? Da erwiederte er — was soll er machen? er ernidrigt das Hohe und erhebt das Nidrige. Weil Chilo damals schon ein alter Mann, Esop aber noch in seiner Blüte war, so hat man geglaubt, daß dieses die ganze Erklärung seiner Antwort enthalte. Sollte aber ein so kluger Mann, wie Esop, so etwas einem alten Weisen, gesetzt auch, daß dieser sich schon selbst zu überleben angefangen hätte, haben vorrücken können? Sollte er nicht gefühlt haben, daß er dadurch etwas sage, was seiner Zeit auf ihn selbst anwendbar sein würde? Es ist also viel wahrscheinlicher, daß er damit auf das menschliche Leben und auf den wirklichen Gang der Dinge in der Menschenwelt hingewiesen, welche Jupiter regire, und auf die von ihm angegebene Art zu regiren pflege; und hier hätte er dann auch in der That die ganze Geschichte zur Zeugin für sich. Was ist diese anders, als immer ein und derselbe Anblick des

wechselseitigen Steigens des Nidrigen und Fallens des Hohen? — Aeuserte Esop aber auch wohl dieselben Grundsätze, wenn er an einem königlichen Hofe war?

Er und Solon wurden an den Hof des lydischen Königs Crösus berufen. Crösus fand die wahre Glückseligkeit in dem Besitze eines unermeslichen Reichthums, und verlangte darüber die Zustimmung Beider. Solon aber widersprach ihm männlich, und suchte den seelenkranken Mann von seinem Vorurtheile dadurch zu heilen, daß er ihn immer auf die Eitelkeit seiner Schätze sowohl, als aller seiner übrigen königlichen Vorzüge, verwies. Der Erfolg davon ward, daß Crösus ihm nicht die geringste Achtung bezeigte, sondern ihn bald wieder nach Hause schickte. Esop hingegen hielt sich am lydischen Hofe, und ward vom Crösus sehr geehrt; aus welch einem Tone mus dieser also wohl zum Crösus gesprochen haben? doch gewis nicht aus ienem, aus welchem er zum Weisen, Chilo, sprach?

In der That machte Esop auch gar kein Hehl hieraus, sondern vertheidigte sich sogar deshalb, daß er gegen den Crösus eine andere Sprache führe, als gegen den Chilo. Es ging ihm nahe, daß Solon beim Crösus in Ungnade

gefallen war; doch erlaubte er sich, zu ihm zu sagen — „Siehst du wohl, lieber Solon, so geths; mit Königen mus man entweder gar nicht reden, oder man mus ihnen nach dem Munde reden.“ Nein, erwiederte der zurückgewiesene Solon, so mus es heissen — entweder gar nicht, oder als ein ehrlicher Mann.

Auf was für einer moralischen Höhe steht hier Solon über dem Esop? Das ist eine sehr traurige Weisheit, die sich in ihrem ersten Grundsatze nicht gleich bleibt, sondern die aus zwei entgegengesetzten Sätzen allemahl den dazu wählt, durch welchen sie sich dem Manne empfiehlt, mit dem sie zu thun hat. Auf solche Weise — wenn Crösus den Esop gefragt hätte, was Vater Jupiter mache, würde Esop erwiedert haben — er erhebt das Hohe noch höher, und ernidrigt das Nidrige noch tiefer. Wie wirft sich ein Philosoph weg, wenn er so eine doppelte Sprache führt! Der wahre Philosoph gibt sich aber auch nie hierzu her; dis sehen wir am Solon. Man erkennt ihn eben daran, wenn er über die menschliche Hauptsache zu Königen, wie zu Philosophen, spricht, und wenn er sich durch Furcht vor Einbusse ihrer Gnade nicht

davon abschrecken lässet. Kann derienige im Ernst sich bis zum Glauben an die Eitelkeit aller Glücksgüter erhoben haben, über den noch Furcht, oder Hofnung, Gewalt ausübt? Und mit wem ist es nöthiger, über diese Eitelkeit aus dem Herzen zu sprechen, als mit denen, welche mit den Gütern, die den Stempel derselben tragen, überall umgeben sind? Chilo glaubte es doch wohl, daß Jupiter das Hohe ernidrige, und das Nidrige erhebe; ihm brauchte es Esop nicht erst zu sagen. Crösus aber glaubte es nicht; diesem hätte Esop es sagen sollen. Dann würde Esop dicht neben Solon stehen, statt daß er nun tief unter Solon steht.

51.

Auch die Gleichgültigkeit gegen die Dinge dieses Lebens, welche man mit Recht rühmt, kann übertrieben werden, und dann wird sie aus Weisheit zu Thorheit. Ein Anderes ist es, ruhig Verzicht thun auf das, was man nicht haben kann, oder gelassen ertragen, was nicht zu ändern ist, oder für das Gute iedes Opfer

zu bringen geneigt sein, weil alles Irdische doch nur vorübergehend ist; ein Anderes aber, eine wirkliche Nichtigkeit aller Dinge annehmen, keine Lage der andern vorziehen, und aus nichts etwas machen, so, daß man am Ende auch für das Gute nicht aufsteht, oder sich auch nur regt. Von dieser Art soll der griechische Philosoph Pyrrho gewesen sein; und, wenn auch nur die Hälfte davon wahr ist, was man von ihm erzählt, so mus man ihn mehr unter die Thoren, als unter die Weisen, rechnen.

Wir wollen gern glauben, daß es ein Mährchen sei, daß Pyrrho seine Gleichgültigkeit gegen Alles um sich her und gegen sich selbst so weit getrieben, daß er weder einen Wagen, noch einem Abgrunde, ausgewichen sei; denn wie könnte ein Mann, der noch dazu weite Reisen unternommen haben soll, bei einer solchen Handlungsart neunzig Jahre alt werden, wie er geworden sein soll? Wenn man dann doch aber sichs als Wahrheit erzählen lassen soll, daß er über nichts Freude, oder Verdrus, empfunden, daß er, wenn er geredet, nicht darnach gefragt, ob man auf ihn höre, oder nicht, und daß er, wenn seine Schüler von ihm weggegangen, dennoch fortgeredet habe —

was soll man dazu sagen? Müste man nicht fast fragen — am Ende war diesem Sonderling auch wohl Leben und Tod Einerlei?

Ja, und so war's. Er selbst erklärte sich darüber so; und als Jemand zu ihm sagte — nun, und warum stirbst du denn nicht? — erwiederte er — eben darum, weil es mir auch gleich ist, ob ich sterbe, oder nicht. Wer etwa glauben wollte, daß er wohl anderes Sinnes geworden sein würde, wenn er in wirkliche Todesgefar gekommen wäre: der dürfte sich über folgende Erzählung noch mehr verwundern.

Pyrrho befand sich einst auf dem Meere, als ein fürchterlicher Sturm entstand. Schifbruch schien unvermeidlich, und alle seine Reisegefährten schrieen und heulten für Todesfurcht. Er allein blieb gesetzt, und lies sich nichts anfechten. Das Geschrei und Geheul nahm Ueberhand. Nicht weit von ihm fras ein Schwein sein Futter in aller Ruhe; so wies er auf dis Schwein im Schiffe hin, und rief der ganzen Mannschaft zu — sehet da das Bild eines Weisen in Schifbruchsgefar!

Wen ekelt nicht vor dieser Vergleichung? wer spricht nicht mit uns — erblicke sich im=

merhin Pyrrho in diesem Bilde, und sei stolz darauf — ich nicht . . . ?

Es fehlt iedoch auch nicht an Erzählungen, welche beweisen, daß dieser Unempfindliche sich nicht immer gleich geblieben sei. So soll er sich einst über seine Schwester, die etwas nicht gehörig besorgt hatte, sehr geärgert, und als man deshalb an der Wahrheit seiner Gleichgültigkeit gegen Alles gezweifelt, sich damit vertheidigt haben, daß er seine Tugend gegen kein Weib auszuüben gesonnen sei. Und ebenso soll er, als er einst vor einem ihn verfolgenden Hunde geflohen, und man ihn auch damit gehöhnt, erwiedert haben, daß es schwer sei, den Menschen abzulegen. Wenn dis wahr ist, was wollen wir weiter? So hat er selbst eingestanden, daß seine Gleichgültigkeit widernatürlich sey, und daß es nicht Weisheit, sondern Thorheit, heisse, eine Seelenstimmung annehmen zu wollen, die man nicht einmahl immer behaupten kann.

Wehe vollends der bürgerlichen Gesellschaft, wenn die Gleichgültigkeit des Pyrrho in ihr herrschend würde! Wem Leben und Tod Einerlei ist, der wird auch Andern weder Rettung, noch Beistand, leisten. Auch dis hat Pyrrho bewiesen. Anararchus, sein Leh-

rer, war in einen Graben gefallen; er kam dazu, und erblickte ihn darin. Was that er? Er ging vorüber, ohne ihm auch nur seinen Arm zu reichen. Und — wie urtheilte hernach Anaxarchus hierüber? Er misbilligte es, daß man seinen Schüler deshalb tadle, und lobte ihn seiner an ihm bewiesenen Gleichgültigkeit wegen. Sollte man, wenn man so etwas hört, nicht glauben, daß man von einer Tollhäuslerwelt höre? —

Epiktet mag es auch noch so sehr am Pyrrho gelobt haben, daß er keinen Unterschied zwischen Leben und Tod mache; solchen Thorheiten hat er gewis sein Lob nicht beilegen wollen. Für die gute Sache muß dem Weisen Leben und Tod Einerlei sein, aber an sich nicht — gewis meinte es auch Epiktet so; denn Niemand pflegte sich über die pyrrhonische Gleichgültigkeit gegen alle Dinge mehr lustig zu machen, als er. Warum, sprach er einst zu dergleichen Thoren, geht ihr denn nicht in die Mühle, wenn ihr in die Badstube gehen wollet? Wenn ihr mich nur zu eurem Bedienten auf einen Tag einmahl annehmen wolltet, sprach er zu einer andern Zeit, ich wollte euch bald bekehren. Sprächet ihr dann — Epiktet, gies Oel ins Bad — so

gösse ich euch Salzwasser über den Kof; und riefet ihr — Epiktet, bring Wein her, so brächte ich euch Essig. Entweder, ihr müßtet zugeben, daß ich euch Oel ins Bad gegossen und Wein gebracht hätte, oder ihr müßtet bekennen, daß ich euch Narren von eurer Narrheit geheilt hätte. Wer ruft hier nicht aus — es lebe Epiktet! — ?

52.

Kardinal Bellarmin, ein Jesuit, der die Zierde seines Ordens und die Stütze des päbstlichen Stuhls genannt werden kann, ward gefragt, warum in dem Verzeichnisse der Heiligen so wenig Kardinäle angetroffen würden. Darum, erwiederte er, weil sie zu sehr darnach streben, die Allerheiligsten zu werden.

Etwas Aehnliches könnte man allen denen zur Lehre sagen, welche sichs zu sehr angelegen sein lassen, in den allergleichgültigsten Dingen äuserststrenge gegen sich zu sein, als worüber sie dann leicht die wahre Tugend und die Ausübung der eigentlichen Pflichten zu vernachläs-

ßigen pflegen. Ja, wer kennt nicht iene Menschenart, Pharisäer genannt, die so alt, wie das menschliche Geschlecht, ist, und mit selbigem auch nur aussterben wird? Wer weis nicht, daß diese dergleichen allerheiligstes Wesen recht eigentlich blos als einen Mantel sich umlegt, unter welchem sie die gröbsten Unheiligkeiten verbirgt? Allein so war es vom Bellarmin nicht gemeint. Es ist bekannt, daß der Pabst den Titel des allerheiligsten Vaters führt; und so wies er blos auf die Sucht, Pabst werden zu wollen, hin, von der die Kardinäle geplagt zu werden pflegten, und die sie verleitete, sich auch der nidrigsten und schändlichsten Mittel dazu zu bedienen.

Man will, daß Bellarmin von den Päbsten selbst ebenso geurtheilt, und gesagt haben solle, daß diese schon zufriden sein möchten, wenn sie nur der Hölle entgingen, und daß sie deshalb ia auf die Ehre, in das Verzeichnis der Heiligen aufgenommen zu werden, freiwillig Verzicht thun möchten. Dieses klingt ganz so, wie folgende Geschichte — —

Man rühmte einst Pabst Innocentius den Eilften seiner Tugend wegen ausserordentlich.

Ein lustiger Franzose war dabei gegenwärtig und erwiederte: „was ist der Kirche mit so einem Pabste gedient? Diese verlangt ein Oberhaupt, das nicht die Tugend eines Priesters, sondern die Kniffe eines Politikers, haben mus; ein Haupt, das Herz genug hat, für die Vergrösserung ihrer weltlichen Macht zur Hölle zu fahren. Dis ist der Weg, ein guter Hirte zu werden, der sein Leben für die Schafe lässet.

Wie aber, wenn nun Bellarmin Pabst geworden wäre, würde er es besser gemacht haben? Und — war er nicht selbst Kardinal? sprach er nicht also gegen sich selbst?

Hier ists eben, wo er erst in dem schönsten Lichte erscheint. Baronius entdeckte ihm, daß eine Gesellschaft seiner Kollegen den Vorsatz gefasst habe, ihn auf den päbstlichen Stuhl zu erheben, und — er fühlte sich hierdurch entehrt. Er widersetzte sich eifrigst der Ausführung dieses Vorhabens, und schlos mit den Worten — ich habe so wenig Lust, Pabst zu werden, daß ich, wenn ich, um es zu werden, auch nur einen Strohhalm von der Erde aufheben dürfte, mich nach diesem nicht bücken würde.

Noch mehr. Als Bellarmin hernach befürchtete, daß ihm wider seinen Willen die päbstliche Krone aufgesetzt werden könnte, that er auf das feierlichste ein Gelübde, das seine Tugend alsdann sichern sollte. „Ich schwöre zu Gott dem Allmächtigen, den ich flehentlich anrufe, mich nicht Pabst werden zu lassen, daß ich, wenn ich es doch werden müste, niemals einen meiner Bluts- oder Seitenverwandten zum Kardinal, oder Grafen, oder Fürsten, oder Herzog, machen wolle, u. s. w.“

Welch ein erhabener Karakterzug, wenn ein Mann von solcher Gelehrsamkeit und von solchen Eigenschaften, wie Bellarmin, von allem Ehrgeitze für sich und für seine Familie so weit entfernt ist, und nur in Behauptung seiner Tugend sich gros findet, von der ihm wohl gar nicht undeutlich zu verstehen gegeben wird, daß sie es sei, und nicht blos sein Jesuitsein, weshalb man ihn nicht zum Pabste machen wolle!

Eben diese Seelenstimmung war es dann auch, welche ihn grosse und kleine Anfälle so leicht verschmerzen lies. Wie gekränkt würde sich der Ehrgeitz iedes andern Kardinals gefühlt haben, wenn sein treflichstes Werk zu

Rom selbst wäre verboten und unter die ehrlosen Bücher gesetzt worden! Bellarmin, der sich noch dazu um den päbstlichen Stuhl so verdient gemacht hatte, ertrug dis mit der grössesten Gelassenheit. Man möchte fast sagen, daß er sich dabei ebenso benommen habe, als wenn ihn die Fliegen gestochen hätten.

Wirklich wird von ihm erzählt, daß er sich auch von diesen ganz ruhig stechen lassen. So befand er sich einst zur Zeit der grössesten Hitze, wo die Fliegen zu Rom fast unerträglich sind, unter einigen Freunden, und duldete so viele derselben auf seiner Nase, als sich auf selbige setzten. Er verscheuchte sie nicht mit der Hand; er vertrieb sie nicht durch Kopfschütteln; er suchte sie nicht durch den Athem wegzublasen. Seine Freunde wusten deshalb nicht, was sie von ihm denken sollten; er aber versetzte recht liebreich — das wäre sehr unbillig, wenn ich diese armen Thierchen stören wollte, die weiter kein Paradis haben, als daß man sie still da sitzen lasse, wohin sie sich am liebsten setzen."

Mag dis immerhin zu den einzelnen Kindereien gehören, von welchen auch grosse Männer nicht ganz frei sind; so bleibt doch Bellar-

mins Benehmen, das er einst im Konklave gegen einen andern Kardinal, der ihn nach Fliegenart stach, bewies, die grösseste Weisheit. Auf das unsinnigste widersprach ihm dieser, und hörte nicht auf damit; er ertrug dis ebenfals ganz gelassen, und, als eine allgemeine Verwunderung darüber entstand, sprach er weiter nichts, als die wenigen Worte — eine Unze Friede ist besser, als ein Pfund Sieg. — So spricht nur ein Mann, der nicht nach Ehre geizt, und der weiter nichts verlangt, als daß man ihn das innere Bewustsein seines Werths nur ruhig geniessen lasse.

53.

Pomponius Attikus wird uns als einer der edelsten alten Römer genannt, und wir müsten kein Gefühl für die Tugend haben, wenn wir ihn nicht bewundern wollten. In der That fand sich bei ihm viel Gutes und Schönes beisammen. Er war ein wackerer Verwandter, ein wackerer Freund, ein wackerer Reicher, ein wackerer Mitbürger.

Sein Oheim Cäcilius gehörte unter die Menschen, die sich mit Niemand vertragen können; dennoch wuste er sich so in ihn zu schicken, daß selbiger ihm iederzeit und bis an seinen Tod gewogen war. Freilich erbte Attikus dafür von ihm eine Million; wenn iedoch dis den Werth seiner Nachgiebigkeit gegen einen solchen Erblasser verkleinern sollte: so gewinnt er das, was er hier zu verliehren scheint, durch sein liebevolles Leben mit seinen noch näheren Verwandten wieder. Was kann ein Mann Schöneres zu seinem eigenen Lobe sagen, als wenn er an dem Tage, an welchem er seine neunzigiährige Mutter als selbst schon Greis begräbt, öffentlich und ohne Widerspruch zu befürchten, erklären darf, daß er nie nöthig gehabt, sich mit ihr zu versöhnen; besonders, wenn er dann zugleich von seiner Schwester, die auch schon Greisin ist, das Zeugnis erhält, daß auch zwischen ihr und ihm nie ein Zwist entstanden? Dis war der Fall mit Attikus.

Attikus war ein Vertrauter des Cicero. Zwischen Cicero und Hortensius herrschte ein grosser Wetteifer in der Beredtsamkeit; dennoch stand Attikus auch mit dem Hortensius in genauer Verbindung. Die beiden grossen Nebenbuhler bekamen aber keine Ursache, ein-

ander ihn zu misgönnen. Vielmehr musten sie es ihm danken, daß er ihr beiderseitiger Freund war; denn er brachte es dahin, daß sie einander nicht nur nicht verfolgten, sondern daß sie auch sogar ganz freundschaftlich zusammenlebten. Dis konnte unmöglich blos davon etwa herkommen, daß er nur die Gabe hätte, sich Jedermann beliebt zu machen; zwei solche Männer, wie Cicero und Hortensius waren, musten auch noch Eigenschaften an ihm finden, welche ihnen eine mehr als gewöhnliche Achtung für ihn einflößten, durch die sie sich unter einander selbst vereinigten.

Die Freigebigkeit des Attikus war nicht nur in Rom, sondern auch in Griechenland, bekannt. Ohne so grossen Reichthum hätte er sie allerdings nicht ausüben können; aber wie viel Reiche gibt es, die an keine Freigebigkeit denken! Gar zu gern machte er den Wirth; doch freilich nur gegen Leute, die es ertragen konnten, daß er während der ganzen Mahlzeit vorlesen lies. Wer ihm einmahl als ein guter Mann bekannt war, der konnte ihn getrost ansprechen, um was er wollte, und seine Kasse hatte immer Geld für ihn. Zu Athen, wo er sich in seinen iüngern Jahren lange aufgehalten hatte, war er durch die vielen Vor-

schüsse und Schenkungen, welche er den Bürgern gemacht, so beliebt worden, daß der Tag seiner Abreise ein allgemeiner Trauertag für die ganze Stadt war. Während seines Aufenthalts daselbst schon hatte man ihm eine Bildsäule errichten wollen, und er hatte diese Ehrenbezeugung verbeten; kaum aber war er nach Rom zurückgereiset, so richtete man ihm mehr, als eine, auf.

Weder zu Athen, noch zu Rom, hat Attikus iemals einen Handel vor Gericht gehabt. Nicht nur, daß ihn Niemand verklagte, weil er keinen Anlas dazu gab; sondern auch er ward nie klagbar gegen Andere. Wer wird glauben wollen, daß ihn seine Rechtschaffenheit so vor Beleidigungen schützen können, daß er nie zu klagen Ursache gehabt hätte? Nein, vielmehr setzte er seiner Rechtschaffenheit durch Grosmuth, mit der er ieden Reitz zu klagen verschmerzte, die Krone auf.

Wer sollte einen Mann von solchen Herzenseigenschaften nicht schätzen? Seine Geistesgaben waren nicht von geringerem Werthe. Dennoch bildete er diese immer mehr nur zur geräuschloseren Anwendung aus, und suchte sich nicht damit emporzuschwingen. Ein angesehener Schriftsteller ward er zwar, aber um

öffentliche Aemter bewarb er sich nicht; ob es ihm gleich sehr leicht geworden sein würde, zu den höchsten derselben zu gelangen... Wer besinnt sich hier nicht erst, und fragt nicht, ob Attikus hieran recht gethan?

Wie? was für Dienste von Erheblichkeit hätte ein Mann von solchem Geiste und Herzen seinem Vaterlande leisten können! und diese entzieht er selbigem eigenmächtig, und ruhet lieber im Schosse des Privatlebens, als daß er öffentlich auftreten und aus allen Kräften wirksam sein sollte? — — Die Sache lässet sich allerdings von zwei Seiten betrachten; wir werden aber bald sehen, nach welcher wir uns neigen müssen.

Allerdings war zu den Zeiten des Attikus der Zustand der römischen Republik so verderbt, daß iedem Rechtschaffenen die Lust nach hohen Ehrenstellen in ihr vergehen konnte. Es war unmöglich, das Gute zu stiften, das man stiften wollte, denn die Menge der gegenarbeitenden Bösewichter war zu gros; und, ie rechtschaffener also Jemand war, desto mehr sah er sich auch gleich diesen Unholden, wie einer Schaar von Wölfen, ausgesetzt, sobald er sich in die öffentlichen Geschäfte mischte.

Folgt aber daraus, wenn man mitten unter Böſewichtern nicht alles Gute stiften kann, daß man gar kein Gutes unter ihnen stiften könne? Soll der Rechtſchaffene nicht wenigstens ſo viel Gutes stiften, als er stiften kann? Iſt er nicht um ſo mehr hierzu berufen, ie reichere Erbſchaften das Schickſal in ſeinen Schos ſchüttete? Und — wenn er dann durch die Böſewichter dafür leiden müſte, that er nicht edler, daß er ihnen doch manche ſchwarze That unmöglich machte, und dann dafür litte, als daß er ihnen das ganze gemeine Weſen Preis gab, und ihren Abſcheulichkeiten von weitem müſſig zuſah, um nur für ſeine Perſon geborgen zu ſein?

Wir ſollen — ſo lautet die Regel aller Regeln — in ieder Lage ſo handeln, daß unſere Handlungsart für Jeden, der in dieſelbe Lage kommt, ein Muſter für ſein Verhalten zum allgemeinen Beſten werde. Hätte Attikus hieran gedacht, ſo würde er ſich ſelbſt gefragt haben — wenn ieder Rechtſchaffene in deiner Lage ſo thäte, wie du, was würde aus der Welt werden? Und, wenn er dann vor ſo einer Welt, in der lauter Böſewichter das Ruder führten, zurückgebebt wäre: ſo würde er kein Vorrecht vor andern

Rechtschaffnen verlangt, sondern sich den Bösewichtern seiner Zeit ebenso entgegengesetzt haben, wie er einsehen muste, daß sich die Rechtschaffenen aller Zeiten den Böswichtern ihres Zeitalters entgegensetzen musten. — So dachte und that Cicero, der Freund des Attikus; und darum kann man mit Recht von ihm sagen — hier ist doch Mehr, denn Attikus.

54.

Als Plotina, Kaiser Traians Gemahlin, zum erstenmahle in den kaiserlichen Palast einging, wendete sie sich auf der Treppe nach der unzählichen Volksmenge, die sich zu dieser Feierlichkeit versammlet hatte, um, und rief aus — ich wünsche dieses Haus so wieder zu verlassen, wie ich es betrete.

Man weis zwar nicht eigentlich das Herkommen der Plotina; daß es aber zu gering gewesen sein müsse, als daß sie auf das Glück, eine Kaiserin zu werden, rechnen können, leuchtet offenbar aus dem ganzen Vorgange hervor. Eben darum fiel es ihr ein, daß sich die Men-

schen in der Masse zu verschlechtern pflegen, in welcher sich ihr äuserlicher Zustand verbessert. Eben darum hielt sie es für leicht möglich, daß sie ihre erhabene Würde wieder verliehren könnte. So hatte sie, ihrer edlen Denkart sich bewust, keinen Wunsch weiter, als den, daß ihre Erhebung ihre Gesinnungen nicht verändern, sondern daß sie, wenn sie einst den kaiserlichen Palast wieder räumen müste, dasselbe Herz aus ihm wieder mitherausbringen möchte, welches sie iezt in ihn hineingebracht.

Konnte Plotina etwas Schöneres sagen? — Wie viele gibts wohl unter denen, welche das Schicksal wider alles Vermuthen hoch erhebt, die alsdann auch nur an ihren sittlichen Karakter denken, geschweige, daß sie die Gefaren in Betracht ziehen sollten, welche demselben drohen? Plotina that nicht nur Beides, sondern suchte sich auch dadurch gleichsam vor sich selbst in Sicherheit zu setzen, daß sie den edelsten der Wünsche, welchen sie in ihrer Lage thun konnte, nicht blos im Herzen, sondern öffentlich und vor einem ganzen Volke, that. So gab sie ihrem eigenem Angedenken an denselben mehr Leben; so stellte sie es Tausenden frei, sie, wenn sie iemahls ihm entgegen handelte, an ihn zu erinnern. — Die Frage kann nun

blos noch sein, wie sie hernach, als sie in dem Palaste, auf dessen Treppe sie diesen Wunsch that, wohnte, wirklich gehandelt habe. O wie schön, daß sie, die wackere Wünscherin, sich ebenso wacker selbst erhört hat!

Plotina zeigte sich nicht nur, so lange sie Kaiserin war, so, daß Niemand von Allen, die ihren Wunsch auf der Treppe gehört hatten, sie an selbigen erinnern durfte, und daß keine Klage über sie entstand; sondern sie benutzte auch die Gewalt, welche sie über das Herz ihres Gemahls hatte, so, daß sie ihm den Nahmen eines Vaters des Vaterlandes, und sich den Titel „Augusta" erwarb. Daß unter Traians Regirung mehr Volksheil, als unter der Regierung seiner Vorfaren, war — daß unzähliche Plackereien und Tiranneien förmlich abgestellt wurden, hatte man der allerheiligsten Frau, Pompeia Plotina, zu verdanken. So nennt sie Plinius, der, nachdem er ihr alle mögliche Lobeserhebungen gegeben, das Grösseste ihr noch dadurch nachzusagen glaubt, daß sie auch als Kaiserin sich noch bürgerlich betragen habe. Die Ehrfurcht, welche sie für ihren Gemahl bei aller Obergewalt, die sie über sein Herz hatte, fortdauernd bezeigte — der

bei den Grossen so seltene Hausfriede, welchen sie ihm durch ihr einträchtiges Leben mit seiner Schwester verschaffte — die Treue, mit der sie ihm allein ergeben war, machten ihre Furcht, den kaiserlichen Palast bei seinem Leben wieder verlassen zu müssen, unnüz. Er liebte sie bis ans Ende; sie war bei ihm, als er in Cicilien starb, brachte hernach selbst seine Asche nach Rom, und ward von seinem Nachfolger Hadrian so hoch geschäzt, daß dieser sie nach ihrem Tode zur Göttin machte, und ihr einen Tempel bauete.

Welch ein Beispiel davon, daß man seinen guten Karakter, den man in der Nidrigkeit hatte, auch in der Hoheit behaupten könne, sobald man nur will! Aber — wollen mus man es, wollen, wie Plotina. Seinen Freunden, seinen Feinden, der ganzen Welt mus man die Freiheit geben, daran erinnert werden zu dürfen, wenn man seinem Vorsatze deshalb ungetreu zu werden anfinge. Die sittliche Höhe, von der man dann nicht herabwankt, ist unendlichmehr werth, als die äuserliche Geselschaftshöhe, auf die uns ein blosses Wollen des Schicksals stellte.

55.

Daß die Tirannen gewöhnlich das Schicksal haben, gestürzt zu werden, ist kein Wunder; denn es gibt fast zu allen Zeiten Herzhafte, die sich mit ihnen zu messen stark genug fühlen. Daß dieienigen aber, welche sich mit ihnen messen, sich wirklich für die Sache der Freiheit dadurch aufmachen, ist wenigstens etwas seltneres. Sehr oft gehen diese schon bei dem Entschlusse, sie zu stürzen, von dem Gedanken aus, sich auf ihren Platz zu erheben; noch öfter wandelt sie nach vollbrachtem Sturze die Lust an, die unrechtmässige Gewalt, welche sie ihnen geraubt, in ihren eigenen Händen zu behalten. Alles also, was dann am Ende durch noch so fürchterliches Blutvergiessen herausspringt, ist — blosser Tirannenwechsel; wobei die Völker wohl gar noch es bereuen müssen, daß sie sich nicht lieber geduldig unter den Gestürzten geschmiegt. Gewis — zu den allerseltnesten Erscheinungen in der Staatenwelt gehören die Timoleone!

Timoleon, der grosse korinthische Held, war der Tirannenstürzung bis zur Leidenschaft ergeben; nicht die geringste Spur aber war davon bei ihm anzutreffen, daß ihn eigener

Tirannenkitzel, oder auch nur Herrschsucht, dazu vermöchte. Wirkliche Wiederherstellung der Freiheit war und blieb der einzige Zweck seiner bewundernswürdigsten Heldenthaten. Von der Grösse desselben wie bezaubert, konnte er sogar Brudermord begehen.

Timophanes, der älteste seiner Brüder, stürzte die Freiheit von Korinth; was bedurfte es weiter, um ihn auch gegen diesen zu rüsten? „Das Vaterland hat keinen Bruder" — sprach er, und verband sich in geheim mit zwei andern Volksfreunden. Nachdem er lange umsonst vom Timophanes die Wiederbefreiung Korinths begehrt, ging er, von diesen begleitet, zu ihm, um ihm die letzten Vorstellungen deshalb zu machen. Alle drei sprachen auf das eindringendste; Timophanes trieb seinen Spott mit ihnen; Timophanes verwandelte den Spott in Wut. So ging Timoleon abseits, hielt sich die Augen zu, und vergos Bruderthränen, während daß seine Begleiter den Brudermord verrichten musten. Cornelius Nepos zählt diese That unter die erhabensten; wir lassen den Vorhang vor ihr niderfallen, und begleiten den Timoleon nach Sicilien.

Syrakus seufzte unter der abscheulichsten Tirannei des Dionysius, und suchte Hülfe gegen ihn zu Korinth. Die Korinther schickten den Syrakusern Beistand, und erwählten den Timoleon zum Oberfeldherrn dabei. Timoleon erschien an den Küsten Siciliens, und konnte nicht landen. Icetes, der Tirann von Leontium, war ihm unter dem Scheine, daß er mit den Korinthern gemeinschaftlich Syrakus befreien wollte, zuvorgekommen, hatte aber den Plan, sich daselbst zum Herrn zu machen, und hielt alle Landungsplätze besetzt. Die List des Timoleons ging iedoch über die Arglist des Icetes. Der korinthische Feldherr landete endlich, schlug den Tirannen von Leontium, stürzte den Tirannen von Syrakus, und befreiete solchergestalt die Syrakuser von Beiden.

Das Erste, was er darauf that, war, daß er die Festung schleifen lies; damit die Syrakuser glauben sollten, daß es ihm Ernst um ihre Freiheit sei. Alsdann ruhete er nicht eher, bis auch die letzten Spuren der vorigen Tirannei unter ihnen vertilgt wären; und, als er hiermit glücklich zu Stande war, befreiete er ganz Sicilien von allen noch übrigen Tirannen. Den Icetes zwang er, als ein blosser Privatmann zu Leontium zu leben; den

Leptines, Tirannen von Apollonien, schickte er nach Korinth; den Mamerkus, Tirannen von Catanea, verfolgte er bis nach Messina, wo selbiger samt dem Tirannen Hippo in seine Hände gerieth.

Wem wäre es leichter gewesen, sich mehr als eine Krone aufzusetzen, als dem Timoleon nach so vielen glänzenden Siegen? Wirklich war ganz Sicilien nur eine Stimme der Bewunderung und Dankbarkeit für ihn, und alle befreiete Städte würden ihn ohne Widerrede gehuldigt haben; er blieb aber lieber, wer er war, und lies auch, sobald er die Ruhe überall wiederhergestellt hatte, dieienige Gewalt fahren, welche er bis dahin hatte ausüben müssen. Zu klug, nach Korinth zurückzukehren, wo ihn nach hergebrachter Sitte der Neid schon erwartete, blieb er zwar zu Syrakus, brachte aber seine übrige Lebenszeit daselbst blos als ein Privatmann zu, und verlangte von seinen neuen Mitbürgern weiter nichts, als in ihrem Schosse selbst die Freude geniessen zu dürfen, so viele Städte und so viele Menschentausende glücklich gemacht zu haben.

Es war, als sollte es an dieser untrüglichen Aeusserung seines erhabenuneigennützigen

Siegerkarakters noch nicht genug sein, und als müste er auch noch zeigen, daß er, der ieder Auszeichnung würdig war, auch als Bürger von Syrakus nicht den geringsten Vorzug vor allen seinen Mitbürgern haben wolle. Die Gelegenheit hierzu ward ihm gereicht. Der Volksredner Laphystius, ein unruhiger Kopf, trat gegen ihn auf und wollte ihn über Etwas nach den Gesetzen belangen. Sogleich lief das Volk zusammen, und verwehrte es selbigem mit Gewalt. „Thut nicht so, rief Timoleon im bittenden Tone dem erhitzten Haufen zu; denn darum habe ich ia eben so viel gefochten, daß nicht nur Laphystius, sondern ein Jeder, so handeln könne, und daß eure Gesetze auf uns Alle ohne Unterschied anwendbar wären.“ Ebenso versuchte es Demänetus, ein ähnlicher Undankbarer, seine grossen Heldenthaten öffentlich zu verkleinern, und Anzüglichkeiten gegen ihn auszustossen. Man wollte auch diesem den Mund stopfen; Timoleon aber rief aus — „nun bin ich von den Göttern erst ganz erhört; denn so weit wollte ich eben die Freiheit von Syrakus wiederherstellen, daß Jeder daselbst ungestraft reden könnte, was er wollte.“

Ein solches unerwartetes und fast unbegreifliches Benehmen ward von den braven Syrakusern nicht verkannt, sondern ganz so gewürdigt, wie es gewürdigt zu werden verdiente. Timoleon kam dadurch ebensoweit, als er nur durch Ehrgeitz und Herrschsucht hätte kommen mögen. Ohne sich zum Tirannen aufgeworfen zu haben, ia, auf alle Gewalt Verzicht thuend, erblickte er sich doch im Besitze der grössesten und schönsten Gewalt zugleich. Man erzeigte ihm alle die Ehre freiwillig, welche man dem Dionysius nothgezwungen hatte erzeigen müssen. In keiner wichtigen Sache ward ein Beschlus gefasst, ohne daß er nicht erst um seine Meinung befragt worden wäre; und, wohin er dann stimmte, dabei blieb es. Konnte er Mehr verlangen, wenn er wirklicher Tirann von Syrakus gewesen wäre? Diese seine stillglänzende Lage dauerte bis an seinen Tod fort. Noch, als er schon blind war, muste er sich auf einer Sänfte in die Volksversammlung tragen lassen, und seinen Rath ertheilen, der dann iederzeit unter allgemeinem Frohlocken angenommen ward; und, als er starb, richtete man ihm das prächtigste Leichenbegängnis aus. — — So lohnt wahrer Edelmuth, und so gewähren Bescheidenheit und Güte alle äu-

serliche Grösse weit vollkommner und weit dauerhafter, als Uebermuth und Gewaltthätigkeit.

56.

Alphonsus der Erste, König von Neapel, fand einen Saal, in den er eingehen wollte, verschlossen, und der Kastellan war ausgegangen. Ungeduldig über die Abwesenheit desselben, versuchte er, das Schlos abzureissen. Man gab ihm zu verstehen, wie er sich dadurch erniedrige, daß er dis mit eignen Händen thue. „Glaubet ihr denn, erwiederte er, daß die Natur den Königen die Hände umsonst gegeben habe?“

Entweder war das, was hier Alphonsus that, etwas Besonderes, oder nicht. Wäre das Letztere, warum wards aufgezeichnet? Ist aber das Erstere, so ist auch der Schlüssel dazu gleich bei der Hand, ohne daß ihn irgend ein Kastellan uns erst reichen müsse. Der Saal, in welchen Alphonsus wollte, war — sein Büchersaal; diese Bemerkung seines Geschichtschreibers erklärt Alles.

Alphonsus war nehmlich ein Mann von grossem Geiste, und als solcher nicht nur ein tapferer Held, sondern auch ein ausgezeichneter Verehrer der Wissenschaften. Er begegnete den Gelehrten seiner Zeit mit besonderer Hochachtung, zog sie aus allen Gegenden an sich, beförderte sie, und belohnte sie reichlich. Man hat Beispiele, daß er Ritterorden an sie ausgetheilt; sein Hof wimmelte deshalb von guten Köpfen aller Art. Er hatte aber nicht genug an dem Umgange mit Gelehrten selbst, sondern er las auch auf das eifrigste ihre Schriften. Man begeht keinen Irthum, wenn man ihm unter den Grossen, welche Bücherfreunde gewesen sind, einen der ersten Plätze anweiset.

Sein Sinnbild war ein aufgeschlagenes Buch. Er hielt ieden Tag für verlohren, den er ohne Lektüre verleben muste, und hatte gewisse Stunden dazu bestimmt, in welchen man ihn, wenn er zu Hause war, durch nichts daran behindern durfte. Neben seinem Bette lagen iederzeit Bücher, welche er sich reichen lies, wenn er aufwachte und keine sonderliche Neigung zum Schlafe weiter empfand. Auf seinen Reisen führte er eine kleine Bibliothek mit sich; selbst auf seinen

Feldzügen las er, und seine Soldaten, die ihn von Seiten seiner Lektüre so gut, als von Seiten seiner Tapferkeit, kannten, wetteiferten bei Plünderungen, ihm die gefundnen Bücher zuzubringen. Als er zu Kapua krank lag, ward er die Arzneimittel, welcher er vergeblich sich bediente, überdrüssig, und lies sich die Thaten Alexanders, des Grossen, vorlesen. Er hatte den Curtius noch nicht zur Hälfte gehört, als er schon wieder genas, gab darauf diesem den Vorzug vor dem Avicenna, und spottete seiner Leibärzte.

Dis Alles vorausgesetzt ists erklärt, wie er, als er seinen Büchersaal verschlossen fand, den Kastellan nicht erwartete, sondern das Schlos abbrach. Seine unaufhaltsame Lesebegier that hier dasselbe, was sonst wohl die Trinkbegier zu thun pflegt, wenn sie den Keller verschlossen findet, und der Kellermeister nicht gleich bei der Hand ist. Es ist nun aber auch erklärt, wie König Alphonsus des Glaubens geworden, daß die Natur den Königen die Hände nicht umsonst gegeben habe. Auf solche Gedanken kommen die Grossen nur durch Lektüre. Ihre Erzieher reichen ihnen dergleichen nicht; ihre Räthe noch weniger. Selbst die Gelehrten, mit

welchen sie umgehen, nehmen Anstand, sich mündlich darüber mit ihnen zu unterhalten.

Welch ein Unglück also, wenn die Grossen nicht lesen! So bleiben ihnen die ersten und natürlichsten Wahrheiten fremd, auf deren Kentnis und Glauben von ihrer Seite doch das Wohl der Völker beruhet; ia, so ists kein Wunder, wenn sie sich am Ende für Wesen einer höheren Art halten, deren Finger sogar erhabener sind, und die ihre Kräfte nicht haben, für das allgemeine Beste zu wirken, sondern das allgemeine Beste für sich leiden zu machen.

Wenn daher ein Prinzenerzieher auch weiter nichts leistete, als daß er seinen Zögling zum Bücherfreunde machte, so hätte er schon das grösseste Verdienst um sein Vaterland. Der iunge Herr wird dann nicht blos auf Empfehlung lesen, sondern auch selbst durch ein Buch auf das andere kommen; er wird sich die Bücherverzeichnisse geben lassen, und daraus wählen; und so wird er nach und nach, wenn er auch nicht darauf ausginge, es zu suchen, alles dasienige finden, was für ihn geschrieben steht.

Alphonsus soll die Bibel vierzehnmahl gelesen haben, und noch dazu mit der Ausle-

gung. In der That — eine sehr heilsame Lektüre für die Grossen; besonders — die Schriften der Propheten! Einer seiner Lieblingsschriftsteller soll aber auch Cicero gewesen sein; gegen den seine Hochachtung so weit ging, daß er, da man, um Gaieta zu beschiessen, keine Steine mehr finden konnte, als in einem Landhause, das diesem Weisen gehört haben sollte, die Belagerung lieber aufheben, als so heilige Ueberbleibsel zerstören lassen wollte. — Wohl, dreimahl wohl dem Lande, dessen Regent auch nur den Cicero von den Pflichten fleissig lieset!

57.

Keine Schwärmerei kann weiter gehen, und vollkommnere Narren bilden, als — die Schwärmerei aus Religion. Hier ist Einer von den tausendmahltausend Belegen für die Wahrheit dieses Satzes. — —

Franciskus von Assisis, der weltbekannte Stifter eines Bettelordens, war bis in sein fünfundzwanzigstes Jahr ein ganz vernünftiger Mensch, und trieb die Handlung mit vieler

Geschicklichkeit. Um diese Zeit aber fingen gewisse Forderungen, von welchen er las, daß sie Jesus an seine Apostel gethan habe, an, ihm den Kopf zu verrücken. Er gab seine weltlichen Geschäfte auf, entsagte allen Verbindungen, und that sich selbst Schmach an. Sein noch lebender Vater lies nichts unversucht, ihn zur Vernunft zurückzubringen, und setzte ihn zulezt sogar in ein Gefängnis. Franciskus aber blieb ein unheilbarer Narr, und sagte sich lieber auf Begehren des Vaters von allem elterlichen Vermögen gerichtlich los. Bei dieser Gelegenheit zog er sogar seine Kleider, selbst das Hemde, aus, und gab sie seinem Vater zurück. Vor allen Anwesenden nackend da stehend, redete er diesen dann also an — „Bis iezt nannte ich dich meinen Vater; von nun an aber spreche ich: mein Vater ist im Himmel." Wer sollte es glauben, daß der Bischhof, in dessen Gerichte dis geschah, solches gros und schön finden, aufstehen, den nackenden Narren unter Freudenthränen umarmen und mit seinem Mandel bedecken konnte?

In der Folge ging Franciskus in seiner Narrheit aus Gottesfurcht so weit, daß er mit den Thieren Brüderschaft machte. Der

Gedanke, daß selbige Gott ebenso zum Schöpfer hätten, wie er, verleitete ihn dazu. So rief er den Schwalben, wenn sie unaufhörlich ihr Geschwitscher trieben, zu — schweiget, meine Schwestern, ihr Schwalben, ihr habt nun genug geschwatzt. So ermunterte er eine Heuschrecke, ihr Geschirpe fortzusetzen, mit den Worten — singe meine Schwester, du Heuschrecke, und lobe Gott durch deinen Gesang. So sprach er zu einem geschossenen Hasen — mein Bruder, du Hase, warum hast du dich so belauern lassen? Und, als er einen Bauer sah, der zwei Lämmer auf seiner Achsel zu Markte trug, schrie er ihn an — du Bauer, martere doch meine Brüder nicht so! Ja, man erzählt sogar von ihm, daß er Läuse und Wanzen nicht habe tödten lassen wollen, weil es im zwei und zwanzigsten Psalme heisse — ich bin ein Wurm, und kein Mensch.

Man wird sagen — dis sind Narrheiten, die in ihrer Art einzig sind; grenzt aber nicht das ganze Klosterleben mit seinen Thorheiten, nur bald mehr, bald weniger, hieran? Und, wenn die Protestanten hiermit weniger zu thun haben, werden sie nicht ebenfals oft genug durch unrichtigangewendete Schriftstellen und durch misverstandene Lehrsätze zu den thörich-

testen Schwärmereien verleitet? Die Schwärmerei des Franciskus war doch auch übrigens nicht weiter schädlich, als daß sie andere ansteckte, die sich von ihr anstecken lassen wollten; wie aber, wenn man nun gar aus Religion Andere zu verbannen, zu verfolgen, und auf Scheiterhaufen zu führen sich verpflichtet hält? Und wimmelt von Beispielen dieser Art nicht die Geschichte?

O welch ein Bedürfnis für die Ehre der Vernunft und für das Wohl der Gesellschaft sind daher richtige und geläuterte Religionsbegriffe! Welchen Preis verdienen die, die sich jedem Lehrsatze widersetzen, der offenbar zur Schwärmerei führen mus! Warlich, die Religion ist das Heiligste, was der Mensch hat; sie wird aber das Verächtlichste, wenn der Mensch durch sie, wo nicht zum Tiger, doch zum Geck, gemacht wird! Derienige ist aber nicht blos ein Geck, welcher sich öffentlich nackend an die Stelle des Krucifixes hinstellt, wie Franciscus; auch der ists, der in vollem Ornate vor dem Krucifixe ein Bückling macht.

58.

Gemeiniglich pflegen diejenigen, welche sich aus der Nidrigkeit in die Höhe schwingen, sich ihrer geringen Abkunft zu schämen, und weder selbst davon zu reden, noch gern davon reden zu hören. Vielmehr sehen sie es gern, wenn sich Schmeichler finden, die ihnen über ihre nächsten Voreltern hinauf einen erhabenen Stammbaum verfertigen, und bezahlen sie reichlich dafür. Um so angenehmer ists, wenn man das Gegentheil davon sogar einmahl bei einem Kaiser findet.

Dis war Vespasian, dem Tacitus überhaupt das Lob gibt, daß er der Erste sei, der sich auf dem Throne nicht verschlimmert, sondern sogar verbessert hätte. Vespasians Vater war ein Zöllner, dabei aber übrigens ein ehrlicher Mann. Der Zöllnersohn stieg stufenweise durch alle Würden bis zu der höchsten, welche es damals auf der Erde gab. Dessen ungeachtet vergas er nie, daß sein Vater ein blosser Zollbediente gewesen, sondern sprach oft selbst ganz kaltblütig davon. Es fanden sich Leute genug, die ihm den erlauchtesten Stammbaum zu fertigen nicht ermangelten, und dafür auf eine reiche

Belohnung rechneten. Besonders trieben einige ihre Schmeichelei so weit, daß sie einen Gefährten des Herkules zum Stifter der Flavischen Familie machten. Vespasian aber bezahlte sie für ihre Mühe mit Verachtung, und war der Erste, der über sie spottete. Mag es immerhin an ihm zu tadeln sein, daß er sich auch auf dem Throne der Possenreissereien nicht entwöhnte, welche er sich in seinem Privatstande angewöhnt hatte; so ist doch dis über Alles rühmlich für ihn, daß er sich als Kaiser des Andenkens und der öffentlichen Erwähnung seines ehemaligen Privatstandes nicht entwöhnte.

Man erzählt auch vom Kardinal Mazarin, daß dieser ebenfals, wie Vespasian, über einen Schmeichler gespottet, welcher ihm iene alten römischen Konsuln, die Macceriner, zu seinen Ahnherrn gebën wollte, und daß er sogar einen Priester in die Bastille setzen zu lassen gedrohet, wenn er nicht von dem Gedanken abliesse, sein Geschlechtsregister, welches er mit offenbaren pralerischen Lügen angefüllt hatte, öffentlich herauszugeben.

Es ist wahr, daß Fälle dieser Art selten sind; blos aus dieser Ursache aber auch nur können sie unsere Verwunderung erregen. Worauf sollte ieder vernünftige Mann, der sich hoch

emporschwingt, eher fallen, als darauf, daß ihm seine nidrige Abkunft nicht zur Schande, sondern zur Ehre, gereiche? Dieienigen, welche unter ihre Eltern herabsinken, mögen sich schämen, so oft sie an selbige erinnert werden; nicht aber die, welche über sie aufsteigen. Die rühmlichsten Ahnen sind die, welche kein Mensch kennt.

Wollte man sagen, daß es ebenso blos Verfügung des Glücks sein könne, wenn sich in der Nidrigkeit Geborne hochaufschwingen, als wenn Andere auf der Höhe schon gleich geboren werden: so kann man drauf antworten, daß das bloße Glücksspiel in ienem Falle doch keineswegs so ausgemacht sei, als in diesem, wo es offenbar in die Sinne fällt. Es kann ia doch sein, daß Jene sich selbst emporgeschwungen, und durch ihre Verdienste über das Glück gleichsam geboten haben; und wenn dann Jemand dis von sich wirklich darzuthun vermag, oder wenn er es nicht einmahl erst darthun darf, weil die ganze Welt es aus sich schon zugibt — kann er sich mehr ehren, als wenn er seiner Vorfaren gedenkt? Ists nicht, als spräche er — nicht meine Voreltern bewahren mich vor Verborgenheit und Dunkelheit, sondern ich rette sie aus dem Grabe

der Vergessenheit, in das sie längst gesunken waren —?

Lächelt also dazu, ihr, die ihr euch selbst in die Höhe schwanget, wenn man euch euren nidrigen Ursprung vorwirft; nichts Grösseres kann zu eurem Lobe gesagt werden, als dis. Seid stolz auf eure geringen Vorfaren; theilet gleichsam die Achtung mit ihnen, die ihr euch erwerbet, und machets, wie Vespasian, der bei den grössesten Feierlichkeiten aus dem Becher seiner väterlichen Grosmutter, die ihn in der Stille auf dem Lande erzogen hatte, trank. — Bischof Synesius, der vom Herkules selbst abstammen wollte, wird ewig in der Geschichte als ein lächerlicher Thor da stehen, während daß in ihr Vespasian, der nicht einmahl von einem Gefärten des Herkules abstammen wollte, ewig als ein verehrungswürdiger Weiser erscheinen wird.

59.

Man scheint es für ausgemacht anzunehmen, daß es erlaubt sei, die Rechtsregeln, welche in eigenen Privatangelegenheiten strenge beobachtet werden müssen, für das allgemeine Beste

übertreten zu dürfen, und daß es eine andere Moral für die Bürger gebe, eine andere für die Staaten.

Wem fällt hier nicht gleich ein, daß das Verhältnis zwischen mehreren Staaten gegen einander im Grunde doch kein anderes sei, als das Verhältnis zwischen mehreren Bürgerfamilien gegen einander, und daß ienes blos das im Grossen sei, was dieses im Kleinen ist, und umgekehrt? Wie alle Bürgerfamilien zusammen einen Staat ausmachen, so machen alle Staaten zusammen die Allfamilie, Menschheit genannt, die über den ganzen Erdboden zerstreut ist, aus. Es steht also auch um die Wohlfart dieser, wie es um die Wohlfart iener steht, und was die Bürgerfamilien in einem Staate einander schuldig sind, das sind auch ganze Staaten einander schuldig. Einerlei Rechtsregeln, einerlei Sittenlehre — oder man würde sich selbst widersprechen, wenn man nicht auch dem einzelnen Bürger erlauben wollte, sobald es sein Vortheil erfordert, seinem Mitbürger mitzuspielen, wie es erlaubt sein soll, daß im ähnlichen Falle ein Staat dem andern mitspielen dürfe.

Wie weit ist denn nun aber auch die Menschheit bei der Meinung gekommen, daß

das, was Unrecht heisst, wenn's ein Bürger dem andern thut, Recht heisse, wenns ein Staat dem andern thut? Sollte man nicht aus diesem Grunde schon einmahl den Versuch machen, die Bürgermoral auch zur Staatenmoral zu erheben, um zu sehen, ob nicht etwa dabei die Sache der Menschheit besser fahre?

Themistokles eröfnete einst den Atheniensern, daß er einen sehr vortheilhaften Plan für sie entworfen hätte, der aber, wenn er glücklich von ihm ausgeführt werden sollte, äuserst geheim gehalten werden müste. Er erwartete, daß man ihm sogleich volle Gewalt geben würde, selbigen auszuführen, es möchte sein, was für einer es wollte, weil er ihn als so nützlich für den Staat beschrieben hatte. Die Athenienser aber gaben ihm den Bescheid, daß er seinen Plan erst dem Aristides entdecken möchte. Aristides stand seiner Gerechtigkeitsliebe wegen in dem grössesten Ansehen bei ihnen, und so leuchtet ihr braver Karakter daraus hervor, daß er gerade das Geheimnis nur wissen, und ihnen dann blos seine Meinung darüber sagen sollte. Themistokles, dem dis aus Has gegen die gewählte Person äuserst unangenehm war, vertrauete dem Aristides hierauf, daß er vorhabe, die sämtlichen Schiffe der

übrigen griechischen Staaten, die eben versammlet wären, zu verbrennen, wodurch dann die Athenienser erst die Uebermacht und dann die Herrschaft über ganz Griechenland bekommen würden. Da begab sich Aristides in die öffentliche Volkssitzung und stattete den ganz kurzen Bericht ab — „Männer von Athen, dem Plane des Themistokles kann ich die allergrössese Nützlichkeit nicht absprechen; aber er enthält auch zugleich die allergrössese Ungerechtigkeit." Kaum hatte er dis gesprochen; so ward einmüthig beschlossen, daß dieser Plan, ohne weiter nach ihm zu forschen, nicht ausgeführt werden sollte.

Man weis nicht, ob man hier mehr Achtung für den Aristides, oder für das atheniensische Volk, haben solle. Wer erinnert sich nicht ähnlicher Plane, welche in den neuesten Zeiten von europäischen Staaten gegen einander wirklich ausgeführt worden sind? O wie hocherhaben stehen doch iene Heiden von Athen über diesen Christen! Wie verdient iene Volksversammlung, die die Gerechtigkeit auf der Stelle dem Nutzen vorzieht, allen Ministerien und Parlamentern zum Beispiele hingestellt zu werden, die noch scheuslichere Plane, als der

des Themistokles war, ausbrüten, um nur ihren Ehrgeitz und ihre Herrschsucht zu befriedigen! Aber welch ein Mann auch Aristides, der Mordbrennerei für Mordbrennerei erklärt, es übe sie ein Bürger an andern Bürgern, oder ein Staat an andern Staaten aus! Nur dann erst, wenn allgemein so gedacht wird — nur dann erst, wenn auf allen Seiten die Bürgermoral auch die Staatenmoral sein wird, ist an Heil der Menschheit zu denken. Was hilft es doch, daß die Theile eines und desselben Ganzen einander hegen und pflegen, wenn die verschiedenen Ganzen einander zerstören und verderben? Die Bürger sollen einander lieben müssen — die Staaten sollen einander hassen dürfen — — kann ein grösserer Widerspruch gedacht werden?

60.

Den Philosophen Xenophanes forderte Jemand auf, mit ihm Würfel zu spielen; er schlugs ihm ab. „Du bist eine feige Memme“ — sprach dieser, ja, das bin

ich, erwiederte Xenophanes, sobald es Dinge betrift, deren ich mich zu schämen hätte.

Mit Würfeln können auch Kinder spielen; wer ein Mann von Kopf sein will, überlässet dis Kindern, und wendet seine Zeit edler an, oder vergnügt sich wenigstens männlicher — so dachte Xenophanes, und hatte Recht. Alles, wobei gar nichts zu denken ist, ist zu tief unter dem Weisen; auch bei seinen sogenannten Zeitvertreiben mus einige Verstandesübung Statt finden.

Unstreitig wollte iener Würfelspieler aber auch um Geld, und zwar hoch, spielen; so fand Xenophanes diese Handlung auch für sein Herz entehrend. Entweder, dachte der Edle, er kann mir viel abgewinnen, oder ich ihm. Gewinnt er mir viel ab, welche Schande wär's für mich, mein Vermögen einer Unternehmung Preis gegeben zu haben, wobei mein Verstand gar nichts thun konnte, sondern ein blosser Zufall Alles that! Hätte ichs nicht auf eine würdigere Weise aufopfern können, wenn ich es einmahl aufzuopfern nicht ungeneigt war? Hätte ich wenigstens nicht warten können, bis mir es das Schicksal ohne mein Verschulden genommen hätte? Gewinne ich ihm aber viel

ab, wie müßte ich darüber erröthen, daß ich ohne alle gemeinnützige Arbeit, ia, sogar ohne alle Verstandesanwendung, durch ein offenbares Glücksspiel nicht nur Vermögen erworben, sondern auch fremdes Vermögen zu dem meinigen gemacht hätte!

Kann mit wenig Worten etwas Bündigeres gegen alle sogenannte Hazardspiele gesagt werden, als — daß sie unter die Dinge gehören, deren sich ieder Mensch von Kopf und Herz zu schämen hat? Nur dieses mit Xenophanes den Einladern dazu geantwortet, wenn sie mit feigen Memmen um sich her werfen; so können sie allerseits genug daran haben. Wie nöthig ists doch, an dieses Urtheil des Xenophanes über dergleichen Spiele immer wieder zu erinnern!

Was aber Xenophanes von den Hazardspielen urtheilt, das gilt auch von allen andern Dingen, deren Unternehmung zwar Muth und Herzhaftigkeit zu erkennen gibt, die aber an sich entweder Possen, oder gar Bubenstücke sind. Wer sich zu diesen verleiten lässet, der verräth nicht sowohl Muth, als vielmehr Muthwillen, nicht sowohl Herzhaftigkeit, als vielmehr Herzenswildheit. Wie viele straften sich schon selbst für dergleichen ausgeüb-

ten Muthwillen! wie noch mehrere wurden schon für dergleichen erwiesene Herzenswildheit von Andern gestraft! Zu spät sahen sie dann insgesamt ein, daß sie Dinge unternommen, deren sie sich zu schämen hatten.

Junge Leute, die ihr in die Welt, und zwar in die Welt eures Alters, tretet, hütet euch! Euer Kraftgefühl, euer Unternehmungsgeist sind äuserstgefährlich für euch. „Es zeigt von Muth, wenn ichs thue" — dieser Gedanke wird bei ieder Gelegenheit in euch aufsteigen, und alle andere Betrachtungen zu verdrängen suchen. „Du hast keinen Muth, wenn du es nicht mitthust" — diesen Zuruf werdet ihr noch dazu oft hören, und dadurch in die grössesten Gefar gerathen, Thorheiten, oder gar Zügellosigkeiten, zu begehen. Gewöhnet euch daran, bei Allem, was ihr unternehmen wollet, oder sollet, erst zu fragen — welchen Nutzen stifte ich dadurch? Könnet ihr alsdann auch nicht den geringsten wahren Nutzen davon angeben, sehet ihr vielmehr, daß ihr Unheil, es sei von welcher Art es wolle, damit anrichten würdet: so stehet von eurem eigenen Vorsatze dazu ab, und lasset euch auch von Andern nicht dazu verleiten. Und, wenn eine ganze Welt von

Leuten eures Alters über euch dann auch spottete, und euch feige Memmen nennte; antwortet ihnen mit Xenophanes — ia, das sind wir auch, sobald es Thorheiten, oder Bosheiten, betrift. . . O wie werdet ihr euch im männlichen Alter einst dafür segnen, daß ihr als Jünglinge nichts thatet und mitthatet, worüber ihr euch nun gewis schämen würdet!

Staatl. Bibliothek Regensburg